

Besprechungen

A. Allgemein

Allgemeines, Hilfsmittel, Quellen, Sammelwerke

Roland PIEPER, Antje PRESS und Reinhold SCHNEIDER: Kulturdenkmäler in Hessen Landkreis Waldeck-Frankenberg II (Allendorf, Battenberg, Bromskirchen, Burgwald, Frankenau, Frankenberg, Gemünden, Haina, Hatzfeld, Rosenthal, Vöhl) (Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland), Wiesbaden: Landesamt für Denkmalpflege Hessen 2015, 808 S., zahlr. Karten, Tabellen, Farb- u. s/w-Abb., ISBN 978-3-8062-3054-3, EUR 59,90

Gleichsam ein Sinnbild des Reichtums des früheren Kreises Frankenberg an Denkmälern und ihres historischen Gewichts wird dieser schwergewichtige, voluminöse und großformatige Band, der etwa die Hälfte des hier vorhandenen denkmalwürdigen Kulturguts erfasst, wenn auch Band I vorliegt, ein nahezu umfassendes Lexikon der Bau- und Kulturdenkmäler des Altkreises bieten. Die besondere Bedeutung des Bandes für die Identitätsbildung der hier lebenden Menschen sowie für die Wissensbewahrung, aber auch die wirtschaftlichen Implikationen eines solchen Dokumentationswerks heben der Hessische Staatsminister für Wissenschaft und Kunst, Boris RHEIN, der Landrat des Kreises Waldeck-Frankenberg, Dr. Reinhard KUBAT, und der als Herausgeber fungierende Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, Dr. Markus HARZENETTER, in ihren Vorworten hervor. Die besondere Verantwortung und Leistung der Eigentümer der Denkmäler, die die oft finanzielle belastende Erhaltung der Bauwerke zu tragen haben, wird ebenso betont wie die Vorreiterrolle, die das Land Hessen mit diesem Werk bei der Denkmalpflege einnimmt. Dass die drei Autoren (über die man leider wenig erfährt und deren Anteil an der Darstellung sich schwer erschließt) bei ihrer sehr sorgfältigen und mit profunder Kennerschaft betriebenen Arbeit auf die Mithilfe zahlreicher Fachleute vor Ort, die einzeln benannt werden, angewiesen waren, versteht sich bei der Fülle der Information von selbst.

Der Einleitungsteil des Bandes umfasst rund 70 Seiten und stellt die Topographie und naturräumliche Gliederung des Untersuchungsgebiets, seine Geschichte in der Übersicht, die Verkehrs- und Wirtschaftsentwicklung (vor allem des 19. und 20. Jahrhundert) und die territoriale Gliederung mit ihrer politischen Geschichte dar. Ein weiteres Kapitel ist zunächst kurz der allgemeinen Baugeschichte gewidmet und behandelt anschließend in Unterkapiteln herrschaftliche Bauten und Wehranlagen, Sakralbauten, Friedhöfe, öffentliche Gebäude und Sonderbauten wie Bahnhöfe, Schulen oder Forsthäuser, aber auch bauhistorische Aspekte, etwa den hier jahrhundertlang das Ortsbild bestimmenden Fachwerkbau, Bauten der Gründerzeit und des Historismus, Technik- und Verkehrsbauten und schließlich Grenzsteine als besondere Kulturdenkmäler. Diese Themen werden durch zahlreiche Farbsowie aktuelle und historische Schwarzweiß-Fotos ergänzt und illustriert.

Der folgende, über 720 Seiten umfassende lexikalisch nach den Großgemeinden mit ihren Ortsteilen gegliederte Hauptteil stellt in alphabetischer Folge die Orte von »Allendorf« bis »Vöhl« nach einem durchgängig eingehaltenen Gliederungsprinzip vor. Nach einer knappen Skizzierung der Ortsgeschichte und kartographischer Verortung auf historischen und zeitgenössischen Kartenwerken sowie einer oder mehreren Planskizzen der historischen Ortsgliederung, ergänzt durch Luftbildaufnahmen, werden die Baudenkmäler nach Ordnung in den Straßenzügen jeweils kurz beschrieben und mit einem oder mehreren Fotos, oft auch Detailaufnahmen, dokumentiert. Dadurch entsteht, vor allem bei den dörflichen Anlagen eine gewisse Gleichförmigkeit der Bebilderung, zumal wenn besondere Objekte wie z. B. Kirchen in der Totalen aus mehreren Blickwinkeln aufgenommen werden, die zum Erkenntniswert nur wenig beitragen. Dafür sind manche Detailaufnahmen, z. B. Innenansichten von Kirchen, so stark verkleinert, dass die entscheidende Bildaussage kaum erkennbar ist. Dem Rezensenten als Orgelbauhistoriker ist dies vor allem bei den gar nicht so seltenen Denkmalorgeln, etwa der Reinecke-Orgel (nicht Leineken/Leisken, S. 792) in der Bergkirche Thalitter, aber auch an anderen Stellen (z. B. den historischen Orgeln bzw. Prospekten in der Emauskapelle bei Hatzfeld oder der Röddenauer Orgel) aufgefallen. Gelegentlich hat auch der Druckfehlerteufel zugeschlagen und z. B. auf S. 13 aus Herzhausen und dem zutreffenden Hatzfeld ein Herzfeld entstehen lassen. Für den künftigen Band I. mit dem Altkreis Waldeck wäre daher zu wünschen, dass man doch vielleicht auf einige redundante kleinere Bilder zugunsten ausgewählter großformatiger Aufnahmen von besonders bedeutsamen Denkmälern verzichtet. Da der Akzent sehr deutlich auf den Baudenkmälern liegt, geraten Einzel- und Naturdenkmäler (z. B. der Hans-Ross-Stein bei Bottendorf) oder historische Bodendenkmäler (z. B. der Ossenbühl bei Herzhausen, die Quernstkirche, die Aulisburg usw.) manchmal etwas ins Hintertreffen. Aber das sind nur Marginalien, die den überwiegend positiven Eindruck dieser profunden Darstellung in keiner Weise beeinträchtigen.

Marburg

Gerhard Aumüller

B. Epochen

Frühe Neuzeit

Justa CARRASCO und Reinhard NEEBE: Luther und Europa. Wege der Reformation und der fürstliche Reformator Philipp von Hessen (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg 30), Marburg: Hessisches Staatsarchiv, 2015, 128 S., zahlr. farb. Abb., ISBN 978-3-889644-215-8, EUR 12,00

Im Rahmen der Luther-Dekade ist es sinnvoll, das Thema »Luther und die Reformation« unter den verschiedenen Aspekten zu betrachten. »Luther und Europa« gehört auf den ersten Blick nicht zu den vorrangigen Themenbereichen. Dass dies zu Unrecht so ist, beweist der von Justa CARRASCO und Reinhard NEEBE herausgegebene Band »Luther und Europa«. Dieser als Begleitband zur gleichnamigen, vom Hessischen Staatsarchiv Marburg verantworteten Wanderausstellung gibt einen eindrucksvollen und sehr anschaulich gestalteten

Überblick zu diesem Themenbereich. Dabei lag es nahe, dass dieser Band in Marburg erarbeitet wurde, kann man doch den Reformationsfürsten Philipp in seiner Zeit wenn nicht gerade als »Global Player«, dann doch als »European Player« verstehen, der mit seinen zahlreichen Verbindungen ins europäische Ausland den Ideen der Reformation zur Verbreitung geholfen hat.

Der Band führt mit seinen 120 Seiten Umfang, mit zahlreichen Bildern, Grafiken, Karten und faksimilierten Schriften sowie knappen einleitenden Texten gut lesbar in das Thema ein. Insgesamt werden sieben Oberthemen bearbeitet, die wiederum in 24 Einzelabschnitte unterteilt sind. So widmet sich das Buch einleitend den grundsätzlichen Fragen nach der Situation um das Jahr 1500, das mit dem beginnenden Humanismus und der zugleich tiefen Frömmigkeit als Zeit des Umbruchs angesehen werden kann. Unter der Überschrift »Ereignis Luther« werden der Thesenanschlag und die Ereignisse des Wormser Reichstages von 1521 behandelt.

Die folgenden Themen »Frauen in der Reformationszeit«, die exemplarisch kurze Einblicke in die jeweiligen Biographien von Katharina von Bora, Argula von Grumbach, Elisabeth von Sachsen und Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg bietet, und »Luther und die Anderen – Brüche«, das neben Luthers schwierigem Verhältnis zu Erasmus und Müntzer auch dessen problematische Schriften zu Juden und Türken aufnimmt, sind jedoch zu komplex, um in wenigen Zeilen abgehandelt zu werden.

Mit der Gestalt Philipp von Hessens wird das Thema »Europa« nun konkreter. Mit dem Marburger Religionsgespräch 1529 waren die wichtigsten evangelischen Theologen Europas im zentral gelegenen Marburg versammelt. Richtigerweise erhält deshalb die Darstellung des Religionsgespräches den ihm gebührenden Raum. Gerade die Uneinigkeit in der Abendmahlsfrage, führte zu einer Spaltung im evangelischen Lager und zu einer Verzweigung der Reformation, die im anschließenden Kapitel »Die gespaltene Reformation« anschaulich dargestellt wird. Hier kommen mit der Augsburger Konfession, dem Schmalkaldischen Bund, dem Regensburger Reichstag von 1541, der Schlacht bei Mühlberg (1547) sowie dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 die politischen Aspekte zur Sprache, bevor dann die Züricher und Genfer Reformation mit Huldrych Zwingli, Heinrich Bullinger und Johannes Calvin eine nähere Betrachtung erfahren, wozu auch der Konflikt mit Michael Servet zählt, der für diesen mit der vom Genfer Rat beschlossenen und durchgeführten Hinrichtung tödlich endet. Das umfangreichste Kapitel beschäftigt sich mit der »Ausbreitung der Reformation in Europa« und gibt dem Leser einen Überblick, wie sich die Reformation in Europa ausgebreitet hat. Neben den heute noch evangelischen geprägten Ländern Nord- und Westeuropas sowie des Baltikums werden Polen, Südosteuropa und die Republik Venedig sowie Spanien und die mit ihm zunächst noch verbundenen Niederlande in den Blick genommen. Frankreich mit den später u. a. für Hessen wichtig werdenden Hugenotten bildet hierbei einen Schwerpunkt. Der Band endet mit einem Ausblick auf »Europa nach der Reformation«, in dem die Gegenreformation und das konfessionelle Zeitalter eine überblicksmäßige Darstellung erfahren. Zutreffend wird der Katholizismus nach dem Trienter Konzil als eigene Konfession neben den Evangelisch-Lutherischen, den Reformierten/ Calvinisten und den Täufern/ »Schwärmern« bezeichnet (S. 71).

Der Band bietet einen guten Überblick über ein wichtiges Seitenthema der Reformation, dem gerade angesichts der aktuellen Situation in Europa verstärkte Beachtung ge-

schenkt werden sollte. Gelegentliche Ungenauigkeiten sind der gerafften aber durchweg gut lesbaren Darstellung geschuldet. So lässt sich beispielsweise über die »klare« Unterscheidung zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt (S. 70 f.) der Reformierten im Gegensatz zu den Lutheranern schon allein angesichts des vom Genfer Rat beschlossenen Todesurteils gegen Servet (S. 85) durchaus streiten. Das übersichtliche Literaturverzeichnis bietet grundlegende Literatur zu den einzelnen Themenbereichen und ermöglicht damit ein vertiefendes Selbststudium. Wegen der sehr anschaulichen Gestaltung und nicht zuletzt wegen des für ein Buch mit einem festen Einband sehr günstigen Preises, kann es gut als Unterrichtsmaterial für höhere Schulklassen oder für die Arbeit in Kirchengemeinden eingesetzt werden.

Freigericht

Michael Lapp

C. Themen

Architektur-, Kunst-, Musik- und Kulturgeschichte

Birgit KÜMMEL und Esther MEIER: Die Marienkapelle in Frankenberg. Ein Wallfahrtsort im Wandel der Zeiten (ars ecclesia: Kunst vor Ort 2), Marburg: Jonas Verlag 2015, 96 S., zahlr. s/w-Abb. u. 16 Farbtafeln, ISBN 978-3-89445-514-9, EUR 18,00

Die Evangelische Stadtkirche, ehemals »Unserer Lieben Frauen« in Frankenberg (Eder) aus dem 13. und 14. Jahrhundert gehört zu den herausragenden gotischen Kirchenbauten Nordhessens. Ein sie noch übertreffendes architektonisches Kleinod ist die Marienkapelle, die um 1370–80 an die Südkonche der Kirche angebaut wurde und die man dem Baumeister Tyle von Frankenberg zuschreibt. Ihre herausgehobene Stellung kommt schon durch die schlanken Proportionen, einen ehemals spitzen spätgotischen Turmhelm, den fein gegliederten edlen Aufriss und vor allem den ehemals reichen Skulpturenschmuck zum Ausdruck, den wir heute allerdings weitgehend vermissen müssen, weil er im Zuge des Mauritianischen Bildersturms um 1606 in weiten Teilen zerstört wurde.

Sieben Autoren, Historiker, Kunstwissenschaftler und Theologen widmen sich in ihren Beiträgen, die aus einem 2013 gehaltenen Kolloquium hervorgingen, diesem Bau und seinem Bildprogramm aus verschiedenen Perspektiven. Die ausgewiesene Expertin und Mitherausgeberin der Publikation Birgit KÜMMEL beschäftigt sich in ihrem Beitrag »Die Mauritianische Reform und ihre Folgen für die Marienkapelle« grundlegend mit der Frage des Ikonoklasmus unter Landgraf Moritz dem Gelehrten. Sein Übertritt zum Calvinismus 1605, den man als Zweite Reformation bezeichnet, ging einher mit der Ablehnung zentraler Fragen des lutherischen Bekenntnisses, darunter der wichtigen Frage, wie mit Bildern in Kirchen umzugehen sei. In den sog. »Verbesserungspunkten« (1605) bzw. auf der Generalsynode in Kassel (1607), die den »Hessischen Katechismus« erarbeitete, wurde eine Neuzählung des Dekalogs festgelegt. Dies führte dazu, dass man die Formulierung »Du sollst Dir kein Bildnis machen ...« (Ex 20, 4–5a) als eigenes zweites Gebot zählte und damit das Bilderverbot legitimierte. Die Entfernung der »aus dem Papsttum übernommenen Bilder« wurde angeordnet. Wandmalereien, Bilder und Bildwerke, Altäre wurden übermalt, aus

den Sakralräumen entfernt, bis zur Unkenntlichkeit beschädigt (mutiliert) oder vollkommen zerstört.

KÜMMEL weist darauf hin, dass Moritz glaubte, hier eine Forderung seines Großvaters Philipps des Großmütigen erfüllen zu müssen. So kam es, dass in der Marienkapelle in Frankenberg, das zum lutherischen Oberhessen gehörte und erst wenige Jahre zuvor von Moritz ererbt worden war, trotz großer Widerstände über 70 Figuren entfernt oder stark beschädigt wurden. Das Tympanon mit der Marienkrönung und das große Steinretabel sind von geschulten Handwerkern »sorgfältig abgemeißelt« worden, so dass in den beiden Hauptwerken nur noch die Umrisse der Figuren als rau strukturierte Flächen sichtbar sind. Der Madonnenstatue, der zentralen Figur des großen Steinreliefs im Innern der Kapelle (heute Kreisheimatmuseum), wurden Kopf und Arme abgeschlagen, das Kind verschwand fast vollständig. Den Figuren der beiden seitlichen Szenen »Verkündigung« und »Heimsuchung« erging es ähnlich. Man hat das Verfahren oft auch mit dem *Procedere* im Strafvollzug verglichen.

Um den ideologischen Umbruch zwischen Mittelalter und Neuzeit zu verstehen, untersucht Ulrich RITZERFELD die historischen Voraussetzungen, die zum Bau der Kapelle führten und die Marienverehrung begründeten. Stadtansichten Frankenburgs des 15. bis 17. Jahrhunderts (u. a. Gerstenberg, Dilich, Merian) dokumentieren die »hervorragende« Bedeutung der Marienkapelle im Stadtbild. Aufgrund des Gnadenbildes der Muttergottes wurde die Kapelle zu einem Wallfahrtsort, dem u. a. die hessischen Landgrafen und ihr Umfeld Verehrung entgegen brachten, unter ihnen Hermann II. 1382, Ludwig I. 1429 und Wilhelm II. 1499, sowie die Frau des Hofmarschalls Hans von Dörnberg 1490 und 1492.

Xenia STOLZENBERG widmet sich der Marienverehrung, wie sie im Tympanonfeld des Ostportals sowie im steinernen Wandrelief im Innern der Kapelle (Höhe 6,50 m, Breite 3,30 m) zum Ausdruck kommt. Bisher wurde es als Retabel, also als Altaraufsatz, bezeichnet. Da jedoch ein Altar fehlt, plädiert STOLZENBERG für den neutraleren Begriff Wandrelief, wobei Typus und Funktion singular in Deutschland zu sein scheinen. Die Inschrift unterhalb des Reliefs, in der Maria als Fürbitterin angerufen wird, die der Sohn (Christus) an den Vater (Gottvater) weitergibt: »Vater bewahre diese Orte, wo meine Mutter gelobt wird«, führt das mittelalterliche System der Vermittlerhierarchie vor Augen.

Neben der Wallfahrt zur Marienkapelle vermutet die Autorin noch eine andere Art von Verehrung des Frankenger Gnadenbilds (der Marienstatue): Aufgrund eines umfangreichen Bestands an kostbaren Textilien und Kronen kann eine Verehrung der Madonna und des Kindes durch Bekleiden und Ausschmücken im Zusammenhang mit Prozessionsfeierlichkeiten angenommen werden.

Die Bildwerke der Marienverehrung standen nicht isoliert, sondern waren in den größeren Zusammenhang eines figürlichen Bildprogramms zum Alten und Neuen Testament eingebettet, mit dessen theologischer Deutung sich Heiner WITTEKINDT in seinem Beitrag auseinandersetzt. Insgesamt über 70 Konsolen am Außenbau und im Innern der Marienkapelle zeugen noch heute davon, wie reich der Bau einstmals mit Skulpturen ausgestattet war. Nur vier Skulpturen, Lukas, Markus, Petrus und Johannes der Täufer haben den Bildersturm unbeschadet überstanden und befinden sich heute im Kreisheimatmuseum. Da

in den meisten Fällen die Inschriften unter den Konsolen noch erhalten sind, lässt sich das Bildprogramm jedoch inhaltlich rekonstruieren.

Auf die Figuren von Abraham, Moses, Aaron, Josua und der Elisabeth (Mutter des Johannes d. T.) folgten die vier Evangelisten in Gegenüberstellung mit den vier Kirchenvätern. Ein »Symbolum apostolorum«, d. h. die Reihe der zwölf Apostel, die jeweils einen Abschnitt des Credo auf ihren Schriftbändern tragen, in typologischer Gegenüberstellung mit zwölf Propheten, wie sie einer langen Tradition christlicher Ikonographie entspricht, vervollkommneten dieses Bildprogramm. Interessant wäre vielleicht der Hinweis, dass dieses Thema etwa gleichzeitig in der Malerei auftaucht, z. B. auf dem leider nur noch fragmentarisch erhaltenen Merxhauser Credo-Altar (Kassel, Hessisches Landesmuseum). Einen Abschluss fand die Figurenreihe im »Christus von Frankenberg«, der stehenden Figur des Schmerzensmannes, der, wenngleich die Arme abgebrochen sind, erhalten blieb.

Ulla SCHÄUFELE zeichnet die erbitterte theologische Kontroverse zwischen Vertretern des reformierten und lutherischen Bekenntnisses detailliert und differenziert nach: dem zwischen 1606 und 1612 in Frankenberg amtierenden reformierten Pfarrer Daniel Angelocrator (Daniel Engelhard, geb. 1569 in Korbach) und seinem lutherischen Kontrahenten Jeremias Viotor (geb. 1556 in Alsfeld). Inhalt der zahlreichen Streitschriften war die Gebotenzählung (s. o.). Waren sich Lutheraner und Reformierte darin einig, dass Bilder nicht angebetet oder verehrt werden dürfen, so gingen sie in der Konsequenz – Duldung (Lutheraner) oder Entfernung (Reformierte) – verschiedene Wege. Der oftmals polemisch geführte Streit der beiden Widersacher lässt grundsätzliche Fragen nach der Abbildbarkeit Gottes ebenso wie praktisch-theologische und kunsthistorische Fragen gänzlich außer Acht.

Esther MEIER beschäftigt sich mit dem Ikonoklasmus als Epoche übergreifendem Phänomen sowie der Vorgehensweise der Bildentfernung bzw. Bildzerstörung ab 1605 im Besonderen. Ausgehend von der These Martin WARNKES (1973), »dass viele Bildzerstörungen keine willkürliche Destruktion darstellen, sondern gezielt ausgeführt wurden, um die Bildaussage durch neue Eintragungen zu verändern«, stellt sie fest, dass der reformierte Geistliche Angelocrator womöglich ein selektives Vorgehen für die durch Handwerker besorgten Abschlagung propagierte, das historisch-biblische Szenen duldete. So blieben beispielsweise die gotischen Zierformen und begleitenden Engelsgestalten des Tympanonfelds, die offensichtlich tolerierbar waren, erhalten.

1623 wurden weite Gebiete Oberhessens wieder lutherisch, aber die geschehenen Eingriffe der Mauritanischen Reform waren irreparabel. Die Leere an vielen Stellen der Kapelle sollte erst am Ende des 20. Jahrhunderts durch eine abstrakte künstlerische Installation von Ansgar Nierhoff (1941–2010) gefüllt werden: »Ausgleich nach dem Bildersturm« nannte der Bildhauer seine vierteilige Arbeit aus Bronze, bestehend aus Kugel, Stab und zweigeteilter kreisförmiger Platte, die den gesamten Raum einnahm. Dass dieser Versuch scheiterte, weil das Kunstwerk von einer Mehrheit der Bürger abgelehnt wurde (1996), ist Thema des Aufsatzes von Dirk SCHWARZE. Mit Freude konnten aber sowohl Gegner als Befürworter des Kunstwerks ebenso wie distanzierte Beobachter als positives Zeichen der Aktion werten, dass die Kapelle nach einer langen Zeit der Nichtbeachtung durch diese Aktion wieder einen Platz im Herzen der Menschen vor Ort eingenommen hatte.

Friedhelm BRUSNIAK und Michael GERECKE (Hg.): Johann Gottfried Vierling (1750–1813). Hessische Kadettenlieder auf Texte von Carl Samuel Wigand. Kritisch revidierte und kommentierte Neuausgabe unter Einbeziehung von Parallelvertontungen von Georg Christoph Grosheim, Köln: Verlag Christoph Dohr 2015, 88 S., 1 Faksimile des Titelkupfers, 34 Notensätze, ISNM M-2020-3274-9, ISBN 979-0-2020-3274-9, EUR 39,80

Viele werden sich noch an das Fernseh-Melodram »Der Winter, der ein Sommer war« erinnern, in dem Mitte der 1970er-Jahre das Thema »amerikanischer Unabhängigkeitskrieg« und hessischer »Soldatenhandel« dargestellt wurde. Denn bekanntlich ging ein Großteil der Einkünfte, die den Kasseler Landgrafen Friedrich II. (1720–1785) am Ende des 18. Jahrhunderts zu einem der reichsten deutschen Landesfürsten werden ließen, auf den »Handel« mit Soldaten zurück, die als Truppenkontingente gegen hohe Bezahlung der britischen Armee in Nordamerika zur Verfügung gestellt wurden, wo viele dieser »Hessians« ihr Leben lassen mussten, wie etwa auch jener waldeckische Oberst von Hanxleden, der 1781 vor Fort Pensacola in Florida fiel. Um den Bestand an gut ausgebildeten Offizieren zu sichern, richtete Landgraf Friedrich II. im Frühjahr 1778 ein Kadettenkorps ein, in dem die Söhne des Adels und der höheren Beamtschaft im Alter zwischen acht und 15 Jahren auf die Offizierslaufbahn vorbereitet wurden. Unterricht in Religion, Geographie und Geschichte erhielten die Kadetten vom Professor am Collegium Carolinum und späteren Hofarchivar Carl Samuel Wigand (1744–1805), der 1779 »Hessische Kadettenlieder« schrieb, die 1782 vom Hofmusikus Georg Christoph Grosheim (1764–1841) vertont und später ohne seine Zustimmung veröffentlicht wurden und denen er, weil die Vertonungen heftig kritisiert worden waren, 1783 ein weiteres Bändchen folgen ließ. Für eine Zweitausgabe dieser Kadettenlieder von 1788 schrieb der angesehene Schmalkalder Organist Johann Gottfried Vierling (1750–1813), der der Bach-Schule entstammte, 25 Melodien mit Klavierbegleitung, von denen leider nur sehr wenige Drucke erhalten sind, darunter einer im Schlossmuseum Schmalkalden. Friedhelm BRUSNIAK entdeckte nun in den 1980er-Jahren im Wildunger Stadtarchiv eine interessante Sammelhandschrift mit insgesamt 130 leichten Klavierstücken, Tänzen und Märschen, darunter die von einem nicht weiter bekannten Schreiber »Liebknecht« angefertigten fünf Kopien aus einem Notendruck der genannten Grosheimschen Vertonungen der Kadettenlieder, ein Hinweis, dass diese u. a. auch in Waldeck bekannt waren. Es lag daher nahe und war von besonderem musikhistorischem Interesse, diese Lieder neu zu edieren und so der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Überdies stellen sie, wie BRUSNIAK in seiner Einleitung hervorhebt, gattungsgeschichtlich und thematisch interessante Formen dar, die einerseits Soldaten- und Kriegsliedern, andererseits »Liedern im Volkston« wie dem unsterblichen Schulzschens »Der Mond ist aufgegangen« und Kinderliedern zuzuordnen sind. Der in seiner Studienzeit in Halle eng mit dem Pietismus in Kontakt gekommene Verfasser der Texte, Wigand, war offenbar mit den zeitgenössischen Kinderlied-Publikationen bestens vertraut und gab so dem pädagogischen Anliegen der Kadettenausbildung, der Vermittlung adliger bzw. militärischer Verhaltenskodizes wie Ehr- und Pflichtgefühl, Mut und Edelmut, Frömmigkeit, Treue und Genügsamkeit geschickt Ausdruck und vermittelte zugleich eine mentale Konditionierung auf Schlacht, Verwundung, Einsamkeit und Tod. In Vierling hat er dabei einen kongenialen Partner gefunden, der es meisterhaft verstand, den eher lyrisch-kindlichen Ton mit seinen recht abwechslungsreichen, dem Thema der Texte angepassten Melodien zu treffen. Dabei finden sich auch

unter Grosheims Vertonungen, die erfreulicherweise der Ausgabe beigefügt sind, durchaus Stücke, die diese Stimmung einfühlsam und differenziert (besonders durch strophenweise unterschiedliche Sätze) transportieren, auch wenn sie satztechnisch unvollkommen sind und mangelnde Routine erkennen lassen. Die Edition dieser Hessischen Kadettenlieder mit ihrem kritischen Apparat ist, wie bei BRUSNIAK gewohnt, äußerst sorgfältig und gediegen. Man muss ihm und seinem Schüler Michael GERECKE dankbar sein, diese leicht ausführbaren Stücke als zeittypische Muster der Empfindsamkeit und volksliedhafter Schlichtheit einem größeren Publikum zugänglich gemacht zu haben. Denn wie verbreitet diese Lieder gewesen sein müssen, zeigt ein Blick in die Subskriptionsliste, die in der Ausgabe erfreulicherweise mit abgedruckt wurde, und die das hessenweite Interesse des Adels und der höheren Beamten-schaft und darüber hinaus, z. B. in Bückeburg und Göttingen, an diesen Liedern belegt.

Marburg

Gerhard Aumüller

Uta HASSLER, Julia BERGER und Kilian JOST: Konstruierte Bergerlebnisse. Wasserfälle, Alpenszenarien, illuminierte Natur, München: Hirmer-Verlag 2015, 360 S., 321 Abb., ISBN 978-3-7774-2579-5, EUR 49,90

Im Jahr 1900 wurde auf der Pariser Weltausstellung ein »Village Suisse« präsentiert – eine Schweiz in Miniatur mit Dörfern und Städtchen, Bergen, Felsen und Wasserfällen sowie dem unvermeidlichen Alpenpanorama. Den Hintergrund dieser Konstruktion bildete zum einen die Eigensicht der Schweiz als aufstrebende Föderation »freier« Kantone, die ihre Bergwelt mit gewagten Alpenbahnen für Bildungsreisende und Kurgäste erschloss, zum anderen die Idealisierung der freien Natur angesichts von Industrialisierung und Urbanisierung. Schon in den 1880er Jahren hatte Johanna Spyri den »Mythos Schweiz« in ihren beiden »Heidi«-Romanen überzeugend vermittelt. Die Lebensreformbewegung mit Siedlungen zum Beispiel auf dem Monte Verita bei Ascona propagierte den »Krafraum Schweiz« verbunden mit strengen diätetischen Regularien: Licht, Luft und Sonne, Vegetarismus, Freikörperkultur. Bis heute lebt der Tourismus vom Versprechen, in den Schweizer Bergen Gesundheit, »Reinheit« und Kraft zu finden.

Modern waren in der Pariser Weltausstellung Elektrizität und neue Baustoffe wie Stahl und Beton. Die Ikonographie, welche plastisch und malerisch beim Bau des »Village« genutzt wurde, besaß jedoch eine ältere, überregionale Geschichte. Mit diesen Vorbildern der Szenerie beschäftigt sich das Zürcher Forschungsprojekt »Zur Ikonographie der Alpenlandschaft« am Institut für Denkmalpflege und Bauforschung der ETH. Es wird vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützt. Ein erster Band erschien bereits 2014: »Felsengärten, Gartengrotten, Kunstberge«. Der zweite Band widmet sich nun Wasserfällen, Alpenszenarien und der illuminierten Natur. Selbstverständlich ist der Bergpark Wilhelmshöhe, im Jahre 2013 zum UNESCO-Weltkulturerbe erklärt, Teil dieser epochenübergreifenden Ikonographie der Alpenlandschaft: Vor allem die Wasserfälle, Schluchten und Brücken des 18. und 19. Jahrhunderts finden wiederholt in den Beiträgen dieses Buches Erwähnung.

Im Einzelnen widmen sich die Autorinnen und der Autor der Planung und Konstruktion der Gebirgslandschaften, mit Technik und Wissenschaft, welche für die Präsentation der Felspartien, die Herstellung von Kunstklängen (Wasserrauschen, Zaubermusik) und die Lichtinszenierungen genutzt wurden. Aufschlussreich ist, wie wichtig amerikanische

Erfindungen neben den auf die Antike zurückgehenden Bildern und Architekturbeispielen (auch Tapeten, Gemälde) für die Panoramen der Moderne waren. Den Begriff »American Scenic Railway« für eine Gebirgsbahn findet man sogar auf einem Plakat der Bayrischen Gewerbeschau von 1912 (S. 217).

Der Band ist reich bebildert, die Lektüre äußerst anregend.

Kassel

Christina Vanja

Bildungs-, Schul- und Universitätsgeschichte

Trude MAURER: »... und wir gehören auch dazu.« **Universität und ›Volksgemeinschaft‹ im Ersten Weltkrieg**, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2015, XXIV u. 1214 S., 5 Tab., ISBN 978-3-525-33603-8, EUR 130,00

Trude MAURER wendet sich einem vernachlässigten Forschungsthema zu: den deutschen Universitäten im Ersten Weltkrieg. An dessen Anfang stand bekanntlich die absichtsvolle Inszenierung einer Stände- und Konfessionsgrenzen auflösenden Gemeinschaft. Dies erforderte ein neues Verhältnis von Universität und Gesamtgesellschaft, wobei der traditionelle Führungsanspruch der Lehrenden und Studierenden sich auf neue Weise artikulieren musste: Sie forderten nicht nur die Geschlossenheit der Deutschen mit ihren kämpfenden Truppen, sondern wollten selbst Teil dieser Volkseinheit sein und die Kriegsanstrengungen in den Streitkräften und an der sogenannten Heimatfront durch ihr Handeln unterstützen – und damit am Kampf teilhaben. Unter vergleichender Perspektive untersucht die Verfasserin den Kriegseinsatz von Lehrenden und Studenten und dessen Auswirkung auf das Universitätsleben, auf Studium, Lehre und das Selbstverständnis der Hochschulangehörigen, und zwar mit Blick auf die Universitäten im hauptstädtischen Berlin, im hessisch-provinziellen Gießen und im grenzländischen Straßburg. Daneben bezieht sie sich wiederholt auf die Lage an drei weiteren Universitäten, nämlich Freiburg, Göttingen und Marburg. (Zur Philipps-Universität siehe auch die vor zwei Jahrzehnten in Marburg entstandene, umfassende Dissertation von Andrea WETTMANN: *Heimatfront Universität. Preußische Hochschulpolitik und die Universität Marburg im Ersten Weltkrieg*, Köln 2000.)

Zu Beginn geht die Verfasserin der Frage nach, wie sich die Beziehungen zwischen Stadt und Universität entwickelten. Für die Gießener, damals noch als Ludwigs-Universität bezeichnete Einrichtung entwirft sie das Porträt einer charakteristischen Landesuniversität. Am Rand eines deutschen Kleinstaats, des Großherzogtums Hessen, zog die aufstrebende, auch von Industrie und Verkehr geprägte Kleinstadt im Jahr 1914 nicht einmal andertausend Studenten an. Entsprechend gering war ihr Prestige. Sie befand sich zugleich in Konkurrenz zur benachbarten, doch schon in Preußen gelegenen Marburger Universität, und das, was im preußischen Teil Hessens galt, wirkte auch stark auf das von Darmstadt aus regierte Großherzogtum Hessen (S. 169).

MAURER blickt sodann auf die Studentenschaften, auf Professoren und Privatdozenten, und darauf, welche Veränderungen sich in den Grundstrukturen von Lehre und Forschung ergaben. Farbtragende Korporationen bestimmten in der hessischen Landesuniversität das Bild. Die Fluktuation im Lehrkörper war groß, denn Professoren wurden allzu bald

wieder weggerufen. Und Gießen erwies sich »auch im Krieg als typische Durchgangs-Universität« (S. 721). Mit einem Anteil von 40 Prozent der Gießener Studierenden dominierte die Human- und Tiermedizin. Es folgt ein Vergleich von staatlicher Verwaltung und akademischer Selbstverwaltung, ehe MAURER sich dem Standesbewusstsein der Hochschulangehörigen und angesichts der 1914 gestellten Anforderungen ihrer nationalen Aufgabe zuwendet – den »Universitäten als geistigen Zentren« und ihren »Professoren als Wegweiser für Volk und Politiker«. Wie die Verfasserin anhand des Propaganda-Aufrufs *An die Kulturwelt!* zeigen kann, ging der Unterzeichnung durch 93 führende Repräsentanten deutscher Universitäten ein kaum geordnetes Verfahren voraus, und die Ludwigs-Universität war hier gar nicht vertreten (S. 266).

Studium und Lehre standen unter dem Druck des »Kriegsalltags vor Ort«, der die materiellen Möglichkeiten spürbar einschränkte. Veränderungen brachte das rapide Schrumpfen der Hörschaft, der Ausschluss von nun als feindlich oder verdächtig deklarierten Ausländern und der wachsende Frauenanteil schon rein äußerlich und organisatorisch mit sich.

MAURER begreift Universitätsgeschichte als Gesellschaftsgeschichte. Sie stellt dabei ein Konzept in den Mittelpunkt, dass in den vergangenen Jahren in den Arbeiten zum Nationalsozialismus Furore gemacht hat: die »Volksgemeinschaft«. Während des 1914 beginnenden Kriegs sollte sie nicht nur mit gesinnungsstärkenden Feiernveranstaltungen und öffentlichen Bekenntnissen gestärkt werden. Ihren in den Krieg ziehenden Studenten widmete die Gießener Universität im August 1914 besondere Abschiedsfeiern. Dem folgten die ersten Erfahrungen der studentischen Kriegsteilnehmer mit der industriell-technisierten Kriegsführung.

Im folgenden Hauptkapitel über die »Priorität der ›Volksgemeinschaft«« blickt MAURER auf die Universitäten im Kriegseinsatz, darunter Kriegserwartung, Aufbruchsstimmung und Rechtfertigungsbedürfnisse. Während sich rasch eine mentale Rangordnung der unterschiedlichen Einsatzbereiche herausbildete, waren auch die Daheimgebliebenen bemüht, an der »Heimatfront« Einsatzmöglichkeiten auszumachen und ihre Tätigkeit in den Dienst der Armee zu stellen. Die (zunächst) freiwillige Übernahme von Aufgaben griff um sich, schließlich wurden aber immer mehr Hochschulangehörige zu Hilfsdiensten herangezogen. Waren die Berliner durch die Kriegszielpublizistik ihrer Wortführer im ganzen Land am lautesten zu vernehmen, so blieb ihr tatsächlicher Einsatz hinter dem der beiden anderen deutlich zurück – auch zu Hause, von wo aus die Kämpfer durch Sammlungen unterstützt werden sollten, die etwa in Gestalt von weihnachtlichen »Liebesgaben« waggonweise unter den Soldaten verteilt wurden (S. 657). Die Straßburger, die sich am stärksten bedroht fühlten, hielten sich mit nationalistischen Äußerungen zurück.

Mit der Zeit spielte die »Stärkung des Durchhaltewillens« (S. 619) eine immer größere Rolle. Wie MAURER zeigen kann, spaltete sich die »im Dienst an der ›Volksgemeinschaft«« aktive Gelehrtengemeinschaft in der Kriegszielkontroverse. Die Divergenzen beruhten auch auf überkommenen innenpolitischen Gegensätzen. Mit der Zeit verfestigte sich die Spaltung in gemäßigte und radikale Nationalisten, kam es zum Bruch von Beziehungen zwischen akademischen Kollegen.

Im Hauptkapitel 4 über »Sekundäre Aufgaben«, mit dem der zweite Band einsetzt, geht es um »Studium und Lehre im Krieg«, also um Mangelerscheinungen: die Einschränkungen im Lehrkörper, die sich wandelnden Berufungsverfahren, den Umgang mit Ausländern – Lehrenden und Studierenden. Sie hatten unter dem nationalistischen Klima zu leiden, be-

sonders wenn sie nicht aus den unworbenen neutralen Ländern kamen, sondern aus Osteuropa stammten (S. 752–754, 784–788), wofür die Verfasserin einen wachen Blick hat. Denn auch dahin führte die Universität das Streben nach Volksgemeinschaft.

MAURER befasst sich zudem mit der im Ort verbliebenen Studentenschaft, darunter eine wachsende Zahl weiblicher Studierender, mit den sich verschlimmernden Arbeits- und veränderten Zulassungsbedingungen, aber auch mit dem Mangel an technischem und Verwaltungspersonal. Das Lehrangebot litt zunehmend unter dem Kriegszustand, studentisches Leben dümpelte nur mehr vor sich hin. Nicht allein die Beziehungen zwischen Lehrenden und Studierenden waren einem tiefgreifenden Wandel unterworfen, auch die Beziehungen zwischen Männern und Frauen in der Universität. In der akademischen Selbstdarstellung dominierten die der Dauermobilisierung dienenden Festakte, Jubiläumsfeiern, Ehrenpromotionen und ein ausuferndes Gefallenengedenken.

Ihrem Thema geht die Verfasserin stets vergleichend nach und fasst ihre Erkenntnisse immer wieder abschnittsweise zusammen. Deutlich wird, wie der Weltkrieg die Beziehungen zwischen den Professoren und den Studierenden, und zugleich zwischen der Universität als Institution und der Gesamtgesellschaft auf den Prüfstand stellte. So geht es in der Schlussbetrachtung um die Frage des Verhältnisses »von ›Wehrkraft und Wissenschaft‹ und [...] von Universität und ›Volksgemeinschaft‹« (S. 1129). In einer Zeit, in der Heer und Volk *eins* zu sein hatten, wollten auch die Universitäten dazugehören. Lehrende und Studierende mussten »zu Kriegsbeginn nicht mobilisiert werden, sondern sie wurden von sich aus aktiv« (S. 1131). Dabei sollte die Integration in die Volksgemeinschaft den Führungsanspruch der Akademiker gegenüber der Gesamtgesellschaft einmal mehr untermauern. Die geforderte Volksgemeinschaft brachte jedoch keine Egalisierung mit sich. Politisch und intellektuell taten sich neue Gräben auf. Während in der zweiten Kriegshälfte das Engagement insgesamt erheblich zurückging, traten zugleich Unterschiede zu Tage: Von den drei Universitäten habe die kleinste den »Zusammenklang ›Waffen und Wissenschaft‹ am klarsten« umgesetzt: Die Universität Gießen hatte »den höchsten Anteil an Studenten im Militärdienst und (proportional) die größten Verluste« (S. 1137). Mit ihren »Kriegsvorträgen« stand sie ebenso wenig hintan. Nur bei der Unterzeichnung von Kriegszielmanifesten war man dort vergleichsweise zurückhaltend. Ein Register von Personennamen und geografischen Begriffen hilft bei der schnellen Orientierung in dieser sehr umfangreichen, mit ihrem vergleichenden Ansatz wissenschaftliches Neuland erkundenden Studie.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Biografien, Familien, Genealogie

Kai LEHMANN: Fatale Lust. Philipp von Hessen und seine Doppelhele, hrsg. vom Zweckverband Kultur des Landkreises Schmalkalden-Meiningen, Untermaßfeld: Wehry-Verlag 2016, 187 S., zahlr. s/w-Abb., ISBN 978-3-9455-3104-4, EUR 22,40

Wer eine landesgeschichtliche Publikation mit »Fatale Lust« betitelt, sollte dafür gute Gründe haben. Und die hat der Autor gewiss. Kai LEHMANN ist Museumsdirektor, und das vorliegende Buch ist gleichzeitig der Begleitband zu seiner – ebenso mutig wie geschickt in-

szenierten – und noch bis zum 8. Januar 2017 laufenden gleichnamigen Sonderausstellung im Museum Schloss Wilhelmsburg im thüringischen Schmalkalden; und eine Ausstellung muss nun mal schon im Titel locken, sonst kommt keiner. Besucher hat diese sehenswerte Ausstellung jedoch ebenso unbedingt verdient, wie dieses Buch Leser.

So lockt denn auch das in lüsterne Violett farbenfroh gewandete Büchlein schon äußerlich überaus einladend und verheißt auch innerlich einen gewiss betörenden Augenschmaus. Diese Verheißung bleibt aber leider unerfüllt, denn der erfreulich reich illustrierte Band kommt im Inneren nur recht blass in Schwarz-Weiß daher. Das ist schade, aber wohl heute der Preis, wenn man konsequent vor Ort drucken lässt und nicht zur billigen Konkurrenz ins benachbarte Ausland abwandert, wie viele andere Verlage und Museen. Damit wäre der heimischen Wirtschaft nicht gedient, und deren Steuergelder speisen nun mal auch den Kulturretat – ein Kreislauf, den es zu wahren gilt! Dafür also Respekt und Verständnis. Kein Verständnis hat der Rezensent jedoch für die zahlreichen Druckfehler, zumal die durch ein sorgfältiges Lektorat durchaus hätten getilgt werden können: Allein in Anmerkung 1 auf Seite 13 sind sieben Fehler versteckt (ja, auch Anmerkungen werden gelegentlich gelesen!), mal wird Kaiser Karl im Genitiv ein »s« gegönnt, mal nicht, und die »Confessio Augustana« taucht gleich in drei verschiedenen Formatierungen auf. So was muss nicht sein, aber mehr lässt sich an Gravamina gegen diesen empfehlenswerten Band, der weit mehr ist, als nur die Begleitpublikation zu einer zwar sehenswerten, aber eben auch vergänglichen Ausstellung, kaum vorbringen. Das Buch wird bleiben, bietet es doch nichts weniger als einen gelungenen Abriss der Lebensgeschichte Landgraf Philipps von Hessen, eingebettet in die europäische und Reformationsgeschichte seiner Zeit und mit einem Fokus auf die provokante Frage nach der politischen Wirkmächtigkeit der Doppelehe, die in den letzten Jahrzehnten allgemein negiert wurde.

Neunzehn mit knackigen Überschriften versehene Kapitel, die wiederum in zahlreiche gut fassliche Unterkapitel unterteilt sind, gliedern den Stoff in leicht verdauliche Häppchen. Chronologisch geht der flotte Ritt von Philipps Jugend über seine Rolle als Wegbereiter der Reformation, den Schmalkaldischen Bund und den verlorenen Krieg mit der anschließenden Gefangenschaft bis zu seinen Testamenten und letzten Jahren. Ebenso souverän wie leichtfüßig lässt der Autor auch die übergeordneten Zusammenhänge der Reichsgeschichte einfließen, etwa den permanenten Konflikt der Habsburger mit den Osmanen und Frankreich sowie die sich daraus erst ermöglichenden Chancen für die Reformation. Wer sich schon immer gefragt hat, warum alle so scharf auf das Herzogtum Geldern waren (S. 117 f.), bekommt das hier ebenso knapp und verständlich vermittelt, wie die Schmalkaldischen Artikel (S. 67 f.) oder Philipps Federkrieg mit seinem Intimfeind Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel (S. 105 ff.).

Klar im Fokus von Ausstellung und Buch steht jedoch die Frage, »was wohl möglich gewesen wäre für die Reformation ohne das Kapitel Doppelehe« (S. 7), also die heimlich am 4. März 1540 mit dem Hoffräulein Margarethe von der Saale geschlossene Ehe des Landgrafen, der ja bereits seit 1523 mit der sächsischen Prinzessin Christine verheiratet war. Nach Reichsrecht hatte sich Philipp damit der Bigamie schuldig gemacht, und darauf stand die Todesstrafe. Um dieser zu entgehen, schloss er am 13. Juni 1541 mit Kaiser Karl V. den sog. »Regensburger Geheimvertrag«. Darin gewährte der Kaiser dem sündigen Landgrafen zwar Gnade, doch Philipp musste weitreichende politische Zugeständnisse einräumen, die den derzeit möglichen günstigen Verlauf der Reformation zunächst ausbremsen sollten.

Nach der Monographie von William Walker ROCKWELL aus dem Jahr 1904 war die Doppelhehe zunehmend aus dem Blickfeld der Philipps-Forschung geraten. Bis zuletzt ist ihr jegliches Präjudiz für den Regensburger Geheimvertrag abgeschrieben worden, denn eine Annäherung des Landgrafen an den Kaiser glaubte man schon ab 1538 ausmachen zu können. Doch Kai LEHMANN hat sich die umfangreichen publizierten (etwa den von Max LENZ herausgegebenen Briefwechsel Landgraf Philipps mit Martin Bucer oder in der Weimarer Lutherausgabe) und auch die im »Politischen Archiv Landgraf Philipps des Großmütigen« (Hauptstaatsarchiv Marburg) zugänglichen Quellen noch einmal vorgenommen, die ihn die Geschichte der Doppelhehe (S. 83–150) detailliert nachzeichnen und letztlich zu einem ganz anderen Schluss kommen lassen: Auf sicherer Quellenbasis gelingt es ihm, dem Leser die schweren Gewissensnöte des Landgrafen in dieser heiklen Angelegenheit transparent zu machen, der bald einen sturen »Tunnelblick« entwickelt und – als er enttäuscht feststellt, dass er selbst im eigenen Lager kein Verständnis für »seine private Sache« findet – ab August 1540 zu einem ebenso trotzigen wie konsequenten »völligen politischen Kurswechsel« (S. 123) umschwenkt. Philipp braucht die Gnade des Kaisers und muss nun den unvermeidlichen Ausgleich suchen. Dass dies gerade zu einer Zeit geschah, als Kurfürst Johann Friedrich, sein bis dahin eher zurückhaltender Mithauptmann im Schmalkaldischen Bund, aus Sorge um die deutsche Libertät zu bisher ungekannt mutigen antihabsburgischen Bündnissen bereit war, ist eine Ironie der Geschichte, die hier womöglich einen Sieg der Reformation zwölf Jahre vor dem Passauer Vertrag vereitelt hat.

Schützenhilfe für seine, angesichts der eindeutigen Quellen gar nicht mehr so kühnen These erhält der Autor von Jan Martin LIES, der in seiner 2013 vorgelegten beeindruckenden Quellenstudie »Zwischen Krieg und Frieden« ebenfalls diese Kausalkette erkannt hat: Ohne Doppelhehe kein Geheimvertrag. Doch während das bei LIES präsentierte diplomatische Dickicht letztlich nur für den Experten zu durchdringen ist, richtet sich LEHMANN mit seiner locker aufbereiteten Geschichte – um im Bild der Zeit zu bleiben – an den »Gemeinen Mann«. Im Museum ist unpräntiöse Wortwahl mit kurzen, klar und verständlich formulierten Sätzen oberstes Gebot, und der Autor war trefflich beraten, dieser Maxime auch in der Publikation zu folgen. Alles in allem gelingt Kai LEHMANN hier ein Husarenstück: Er setzt die Philipps-Forschung an entscheidender Stelle wieder auf die richtige Spur, und mit seiner gelungenen Kombination aus verständlicher Sprache und geschickter Komposition des Stoffes erschließt er der Reformations- und Landesgeschichte ganz neue Leserkreise.

Marburg

Ronald Füssel

Holger Th. GRÄF: »Ein Held«. Eitel Philipp Ludwig von und zu Gilsa (1700–1765). Eine biographische Skizze anlässlich seines 250. Todestages (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 46, Kleine Schriften 14), mit einem Beitrag von Friedrich-Wilhelm v. u. z. Gilsa, Marburg 2015, 120 Seiten, zahlreiche Abbildungen, ISBN 978-3-94225-29-8, EUR 20,-

Holger Th. GRÄF zeichnet in der kleinen Schrift über den bis heute im Gedächtnis und Selbstverständnis der Familie von und zu Gilsa fest verankerten Eitel Philipp Ludwig dessen Lebensweg nach und ordnet seine Ausführungen zugleich in den historiographischen Kontext ein. Dabei distanziert er sich zuvorderst ausdrücklich von der früheren Helden-

geschichtsschreibung, in der Eitel Philipp Ludwig v. u. z. Gilsa geradezu idealtypisch als »Held« gezeichnet wurde, und legitimiert den biografischen Zugriff als Möglichkeit der Einsichtnahme in vergangene Lebenswelten, die aufgrund der oft bruchstückhaften Quellenlage gleichwohl nur mit begrenzter Validität möglich sei.

Um sich Person und Wirken des Adeligen anzunähern, legt GRÄF zunächst die bezüglich seiner Person relevante Familiengeschichte der v. u. z. Gilsa dar. Offenbar auf Initiative seiner Mutter hin trat er nach seiner Zeit als Page am Darmstädter Hof bereits als 15jähriger in das Militär ein. 1726 dann wurde er Hauptmann mit einer eigenen, von ihm zu unterhaltenden und verwaltenden Kompanie, was den wesentlichen Schritt hin zur ruhmbehafteten militärischen Karriere des Adeligen darstellte. Mit der Teilnahme am Polnischen Thronfolgekrieg nahm er von 1734 bis 1736 erstmals an Kampfhandlungen teil. Nach vier Friedensjahren dann beteiligte sich Eitel Philipp Ludwig v. u. z. Gilsa über acht Jahre hinweg am österreichischen Erbfolgekrieg, ehe er sich von 1756 an im Siebenjährigen Krieg zu beweisen hatte. Als Kommandeur mehrerer Regimenter bis hin zu einer eigenen Division gehörte er nun zu den höchsten militärischen Kreisen und erwarb sich, so der Autor, höchstes Ansehen bei den befehlshabenden Generälen wie auch am Hof des Landgrafen. Zudem – was für die adelige Erinnerungskultur besonders wichtig ist – erhielt er 1760 als Dank für seine Dienste eine goldene Dose vom preußischen König. In den Friedensjahren indes entdeckt GRÄF mehrere Indizien für die von dem Adeligen vorgenommene Konsolidierung des eigenen Grundbesitzes. Und so fand er auch, nachdem er sein Ende geahnt und um Entlassung von seinem Posten gebeten hatte, im März 1765 auf dem heimischen Gut seinen Tod.

Um den adeligen Offizier in den genannten Kontexten aufzuspüren, bedurfte es zweifellos eines Aufwandes, der in der kleinen Schrift nicht offen zu Tage tritt. Hier schließlich werden nur Quellen benannt und ausgewertet, die tatsächlich verwertbare Informationen beinhalten. Mehrfach verweist der Autor auf nicht geordnete, folglich von ihm durchgesehene Quellenbestände, die gleichwohl oft nur spärlichen Ertrag bieten. Insbesondere bei der Verortung des v. u. z. Gilsa auf den verschiedensten Schlachtfeldern bedurfte es weiterhin der von GRÄF prägnant dargelegten politischen Makrohistorie, die das Wirken des Adeligen erst verständlich macht. Anschließend gelingt es dem Autor stets plausibel und souverän, die große Politik mit der militärischen und persönlichen Mikrohistorie zu verknüpfen.

Angesichts der angekündigten Vorsicht bei der Deutung der Quellen ließ sich zunächst befürchten, dass GRÄF kaum mehr darbietet als Orte, Tätigkeiten und weitere Lebensdaten des Adeligen. Der Autor interpretiert viele Quellen jedoch mit wohlbegründetem Mut hinsichtlich möglicher Motive und persönlicher Haltungen. So vermag er bspw. einen vertrauten Umgangston zwischen ihm und Landgraf Friedrich II. zu erkennen, eine besondere Wertschätzung von Generälen für ihn oder eine besondere Fürsorge des v. u. z. Gilsa für einen ihm ehemals untergebenen Leutnant. An wenigen Stellen jedoch fehlt die ansonsten stets präsente kritische Distanz zur früheren Heldengeschichtsschreibung, wenn das frühere Lob der adeligen Tapferkeit ohne Weiteres übernommen wird. Den immensen Aufwand für die Schrift und den hieraus resultierenden Ertrag soll dieses jedoch keineswegs in Abrede stellen.

Überzeugend ist die abschließende analytische Darlegung der dem v. u. z. Gilsa gewidmeten Erinnerungskultur. Deren Fokussierung auf den Siebenjährigen Krieg sei Beleg für die elementare Bedeutung Preußens für das familiäre, adelige Selbstverständnis insbesondere im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In der geradezu mythisch überhöhten Figur des

v. u. z. Gilsa zeige sich die Instrumentalisierung der staatlich geförderten, die Geschichte Preußens in schillerndsten Farben zeichnenden borussischen Geschichtsschreibung für die eigene, hierdurch aufgewertete Familiengeschichte. Gleichsam als Beleg für die konstitutive Bedeutung der Erinnerungskultur folgt auf die Ausführungen GRÄFS ein Brief Friedrich-Wilhelms v. u. z. Gilsa an seinen Vorfahren, in welchem die Familiengeschichte punktuell aufgegriffen und zu einer expliziten, wenig reflektierten Hommage an den berühmten Ahnen verarbeitet wird. Besser lässt sich adeliges, in hohem Maße geschichtsbasiertes Selbstverständnis kaum offen legen.

Ringgau

Thomas Diehl

Mark HÄBERLEIN und Michaela SCHMÖLZ-HÄBERLEIN: Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816). Ein Bamberger Arzt zwischen aufgeklärten Reformen und romantischer Medizin (Stadt und Region in der Vormoderne 5), Würzburg: Ergon-Verlag 2016, 453 S., 23 Farb- u. s/w-Abb., ISBN 978-3-95650-134-0, EUR 48,00

Zwar gehörte die hessische Landesuniversität Marburg mit zu den frühesten, die jüdische Medizinstudenten zuließ und sie bis zur Promotion führte (allerdings mit einem besonderen »Judeneid«), aber über deren weitere Ausbildung und Lebenswege liegen bislang nur wenige Studien vor. Noch weniger wurde über jüdische Studierende am Kasseler Collegium Carolinum gearbeitet, obwohl auch hier Juden zugelassen waren, darunter mehrere aus dem benachbarten Fürstentum Waldeck. Einen wesentlichen Fortschritt in dieser Frage stellt der zu besprechende Band dar.

Da sich im April 2016 der Todestag des aus der ehemaligen waldeckischen Residenzstadt Arolsen stammenden Arztes Dr. Adalbert Friedrich Marcus zum 200. Mal jährte, dessen Bedeutung vor allem in der Reformierung des Medizinalwesens der Fürstbistümer Würzburg und insbesondere Bamberg liegt, haben der Bamberger Lehrstuhl-Inhaber für Neuere Geschichte, Prof. Dr. M. HÄBERLEIN und seine Frau, PD Dr. M. SCHMÖLZ-HÄBERLEIN, eine ebenso umfangreiche wie eindrucksvolle Biographie dieses sehr bedeutenden und in seiner Heimatstadt weitgehend vergessenen jüdischen Arztes verfasst. Die dem modernen wissenschaftlichen Standard der Biographik auf höchstem Niveau verpflichtete Darstellung gliedert sich in sieben Kapitel. Im Anschluss an Vorwort und Einleitung, in denen die zumindest formale Präsenz Marcus' auf Straßennamen in seinem Wirkungsort Bamberg angesprochen und die methodischen Voraussetzungen für die gewählte Darstellungsweise erläutert werden, folgt im zweiten Kapitel »Von Arolsen nach Bamberg (1753–1781)« die detailreiche, und daher für Arolser und Waldecker besonders interessante Schilderung des Umfeldes, in dem die jüdische Familie Juda als Hoffaktoren lebte und in das der kleine Israel Marcus und seine mehr als 14 Geschwister hineingeboren wurden. Die ausgedehnten geschäftlichen Aktivitäten des Vaters Marcus Juda und seiner älteren Söhne waren die Voraussetzungen für den Wohlstand, der dem Jungen den Besuch des Korbacher Gymnasiums, des Collegium Carolinum in Kassel und schließlich der teuren Mode-Universität Göttingen ermöglichten. Nach der Promotion zum Dr. med. unter dem hoch angesehenen Professor Baldinger war Marcus noch für kurze Zeit in Arolsen tätig, wechselte aber nach einem Intermezzo am traditionsreichen Julius-Spital in Würzburg in die oberfränkische Bischofsstadt Bamberg, wo sich seine medizinische Begabung bald entfalten konnte. Das folgende dritte Kapitel »Fürstbischöflicher Leibarzt und Direktor des Allgemei-

nen Krankenhauses (1781–1795)« nimmt die Zusammenarbeit des jungen Arztes mit dem neu ernannten Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal bei der Neugestaltung der sozialmedizinischen Versorgung der Stadt in den Blick und stellt die besondere innovative Leistung Marcus' bei der Gestaltung des als Prototyp eines modernen Krankenhauses errichteten »Allgemeinen Krankenhauses« heraus. Voraussetzung für die Ernennung zum Leibarzt und damit der unmittelbaren Nähe zum Kirchenfürsten war die katholische Taufe, der wenige Wochen später die Eheschließung mit der Tochter eines Forstbeamten folgte. Die anschließende Phase der Tätigkeit Marcus' von 1795 bis 1802 war durch »Koalitionskriege, romantische Medizin und das Ende des Hochstiftes Bamberg« gekennzeichnet, und so widmet sich das vierte Kapitel den Umbrüchen durch die französische Besatzung, den geschäftlichen Aktivitäten Marcus' und seiner beiden nach Bamberg zugezogenen Brüdern, etwa beim Erwerb der Altenburg, aber auch den Umbrüchen im Medizin-Verständnis des inzwischen berühmten Arztes, der zunächst ein energischer Verfechter des sog. Brownianismus, später der naturphilosophisch-romantischen Medizin war. Die Rolle der beteiligten Kollegen und Akteure, wie der Mediziner Andreas Röschlaub und Josef Kilian und des Philosophen Friedrich Wilhelm Schelling, wird ebenso analysiert wie Marcus' moralisch keineswegs immer einwandfreien Verhaltensweisen, wie Mobbing verschiedener Kollegen und, bei fehlenden ehelichen Nachkommen, außereheliche Beziehungen mit verschiedenen Partnerinnen und mehreren unehelichen, später »adoptierten« Kindern. Das fünfte Kapitel hat die Tätigkeit und besonders nachhaltige Wirksamkeit als »Bayerischer Medizinaldirektor (1803–1809)« zum Inhalt, bei der u. a. die Einrichtung der Bamberger Nervenklinik, der Landgerichtsphysikate, der Einrichtung der Medizinisch-Chirurgischen Schule als Nachfolge-Institution der aufgelösten Bamberger Universität, aber auch die privaten, gesellschaftlichen Interessen und die Publikationstätigkeit des äußerst umtriebigen Mediziners zur Sprache kommen und teilweise auch hier die Schattenseiten seines Charakters aufscheinen. Kapitel 6 behandelt die »Letzten Lebensjahre (1809–1816)«, die durch die Einrichtung der Landesärzteschule und einer Entbindungsanstalt, aber auch die besonders umfangreichen medizinischen Publikationen noch einmal wichtige medizinische Akzente gesetzt haben. Daneben spielten durchaus auch gesellschaftliche Aktivitäten, etwa die Freundschaft mit dem als Musikdirektor in Bamberg tätigen Juristen und Dichter E. T. A. Hoffmann, eine besondere Rolle. Durch ihn ist Marcus als Figur eines einflussreichen Arztes in einigen seiner Werke in die Literatur eingegangen. Der durch eine rapide fortschreitende Tumorerkrankung geschwächte Arzt arbeitete bis fast an sein Lebensende am 26. April 1816 an seinem letzten großen Werk über den Keuchhusten. Das 7. Kapitel der »Schlussbemerkung« bringt noch einmal die wesentlichen Ergebnisse der Tätigkeit des facettenreichen Arztes, aber auch seine problematischen Seiten auf den Punkt. Ein umfangreicher Anhangsteil zeigt die enorme Breite des verwerteten Quellenmaterials aus den verschiedensten Archiven, der ausgewerteten Publikationen, gedruckten Quellen und Literatur, die dieser überaus fundierten und quellengesättigten Studie zugrunde liegen und sie damit zu einem Musterbeispiel für eine gelungene moderne wissenschaftliche Biographie machen.

Besonders interessant für die hessische Landesgeschichte mit dem immer noch höchst umstrittenen Kapitel des »Soldatenhandels« während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges sind die Abschnitte des Buches, die sich mit Marcus' Brüdern Philipp und Friedrich Marc befassen, die sich ebenfalls in Bamberg niedergelassen hatten und mit den Neffen Stieglitz und Speyer ein geradezu globales Netzwerk aufbauten, mit Schwerpunkten

in St. Petersburg und in New York. Ihre Interaktionen mit dem Großkaufmann und Verleger Friedrich Justin Bertuch in Weimar gehören mit zu den besonders spannenden, nicht auf medizinhistorische Aspekte ausgerichteten Abschnitten des sehr gut ausgestatteten und preislich günstigen Bandes und machen ihn über den engeren regionalen Rahmen hinaus für ein breiteres Lesepublikum interessant.

Marburg

Gerhard Aumüller

Heiner BOEHNCKE und Hans SARKOWICZ, begleitet von Albert SCHINDEHÜTTE (Hg.): Ludwig Emil Grimm – Lebenserinnerungen des Malerbruders, Berlin: Die Andres Bibliothek 2015, 500 S., über 500 farbige Abb., ISBN 978-3-84770-016-6, EUR 99,00

Dass Ludwig Emil Grimm (1790–1863), der jüngere Bruder Wilhelms und Jakobs, eine Vielzahl von Porträts schuf und mit seinen Illustrationen der berühmten Märchen einen wichtigen Beitrag zu deren Erfolg – und zur Etablierung der »Marke« Grimm insgesamt – leistete, ist einer breiteren Öffentlichkeit schon lange bekannt. Dass er mit seinen »Lebenserinnerungen« auch ein literarisches Werk hinterließ, ist weniger präsent, obwohl das Manuskript lange im Kasseler Brüder-Grimm-Museum ausgestellt war und auch – in sehr gemischter Qualität – bereits zwei Mal als Edition erschienen ist (Adolf STOLL 1911 sowie Wilhelm PRAESENT 1950).

Deshalb ist die Neuauflage der autobiographischen Texte Ludwig Emils durch die renommierten hessischen Literaturwissenschaftler und Kulturjournalisten BOEHNCKE und SARKOWICZ wissenschaftlich verdienstvoll. Zu einem Lesevergnügen wird sie dadurch, dass nicht nur verantwortungsvoll und behutsam mit dem Text umgegangen, sondern der 575 Seiten starke Folio-Band zusätzlich durch weit über 500 Abbildungen angereichert wurde. Diese zeigen in der weit überwiegenden Mehrzahl Skizzen, Zeichnungen und Gemälde Ludwig Emils, aber auch Faksimiles von Texten sowie in einem Anhang eine kalligraphische und malerische Auseinandersetzung Albert SCHINDEHÜTTES, der das Werk der Grimms seit Jahrzehnten publikatorisch und künstlerisch begleitet und erweitert, mit Ludwig Emil.

Neben diesem Anhang besteht das Buch aus sechs Teilen. Einleitend stellen die Herausgeber in einem – mit 30 Seiten dankenswert kurzen und straffen – biographischen Abriss die wichtigsten Lebensstationen Ludwig Emils dar. Einigen Anmerkungen zur Edition und Illustration (fünf Seiten) folgt dann die eigentliche Autobiographie auf 375 Seiten. Die Edition hält sich an Ludwigs Emils Dreiteilung in »Erinnerungen aus frühen Kinderjahren«, »Ohne Titel« – dies der weitaus umfangreichste Teil, der fast sein gesamtes Erwachsenenleben umfasst – und »Meine Neigungen«. Der Text ist vorsichtig sprachlich angepasst und durch Anmerkungen am Seitenrand mit z. B. editorischen Hinweisen, Erklärungen oder Korrekturen sowie durch eingestreute, zum jeweiligen Thema passende Abbildungen ergänzt. Ludwig Emil gewährt darin Einblick in Familienleben und Freundschaften, seine Reisen sowie Begegnungen mit bedeutenden und weniger bedeutenden Zeitgenossen. Nachfolgend finden sich auf knapp 30 Seiten die Kommentare der Herausgeber, die vornehmlich aus näheren Erläuterungen zu Personen und Orten und auch aus Literaturangaben und -hinweisen bestehen, sowie ein Personenregister.

In einer als »Nachspiel« bezeichneten Materialsammlung bekommt der Leser dann auf über 80 Seiten einen näheren Einblick in das beeindruckende Œuvre Ludwig Emils.

Dazu gehören die Illustrationen der Märchen und das berühmte Porträt der Dorothea Viehmann. Dazu gehören Skizzenbücher und Alben von seinen Reisen – gleichsam grafische Reisetagebücher. Dazu gehören Zeichnungen aus Willingshausen, wo Ludwig Emil an der Gründung der bis heute bestehenden Malerkolonie beteiligt war. Und dazu gehören Karikaturen und Bildergeschichten, die schon auf den eine Generation später berühmt gewordenen Wilhelm Busch verweisen, wie etwa die »kurze Lebensbeschreibung einer merkwürdigen und liebevollen Sau« (1849), einer über acht Meter langen Papierrolle, die humorvoll das Leben eines Hausschweins erzählt und einem Comic-Strip ähnelt.

In Text und Bild erweist sich, dass Ludwig Emil Grimm ganz ein Kind des Biedermeier war und sich durch Bescheidenheit der Lebensführung – seine Professur an der Kasseler Kunstakademie ab 1832 genügte seinen beruflichen Ambitionen vollkommen – und eine Hinwendung zum Privat- und vor allem Familienleben auszeichnete. Aber gerade seine Zeichnungen und Karikaturen sind Belege dafür, dass er sehr wohl auch einen scharfen Blick auf seine bekannten und weniger bekannten Zeitgenossen und die politischen Ereignisse hatte. Nur waren diese Werke meist ebenso wenig zur Veröffentlichung bestimmt wie seine Texte, die ebenfalls an einigen Stellen politischen Charakter besitzen. Insofern ist er eben kein »politischer Künstler«, sondern eben der vielfach talentierte, ebenso originelle wie »verkannte romantische Mischkünstler«, wie die Herausgeber ihn völlig zu Recht bezeichnen.

Ihn gilt es, (neu) zu entdecken. Und dafür ist die vorliegende, großartige Neuausgabe der Lebenserinnerungen genau der richtige Anlass und Ausgangspunkt.

Kassel

Tobias Busch

Harald JENNER: Die Familie Livingston und das Nellinistift in Frankfurt am Main (Mäzene, Stifter, Stadtkultur 12), Frankfurt am Main: Verlag Frankfurter Bürgerstiftung 2015, 191 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-934123-20-5, EUR 19,90

Der Berliner Historiker Harald JENNER widmet sich in der vorzustellenden Publikation einem wichtigen Kapitel der bürgerlichen Stiftungsgeschichte Frankfurts. Zunächst beschreibt er die Herkunft der später sehr erfolgreichen Stifterfamilie Löwenstein aus dem Dorf Walsdorf im Taunus, heute ein Stadtteil von Idstein. Im Jahr 1845 wanderte die Familie nach Amerika aus und änderte ihren Namen in Livingston. Durch den Aufbau eines erfolgreichen Handelsunternehmens in San Francisco kam die Familie zu einigem Reichtum, den sie in Aktien, Grundbesitz und Bergwerksanteilen investierte. In den 1860er-Jahren kehrte Mark Livingston mit seiner Familie wieder nach Deutschland zurück und lies sich in Frankfurt am Main nieder. Hier wuchs auch seine 1860 in San Francisco geborene Tochter Rose auf. Eine herzliche Freundschaft verband sie bald mit ihrer 15 Jahre älteren Gouvernante Minna Noll, genannt Nelli. Ihrem Einfluss ist beispielsweise die Konversion Rose Livingstons vom jüdischen zum christlichen Glauben zuzuschreiben. Beide Frauen blieben unverheiratet und lebten bis zum Tod Minna Nolls im Jahr 1909 zusammen. Das Erbe ihres Vaters machte Rose Livingston zu einer der wohlhabendsten Frauen des Deutschen Reiches und ermöglichte ihr eine umfangreiche Wirksamkeit als Mäzenin der Frankfurter Kunstszene. Bald entstanden auch Kontakte zum Frankfurter Diakonissenmutterhaus, dem sie zeitlebens eng verbunden blieb. Gemeinsam wurde ab 1910 die Planung des Nellinistiftes als Heim für bedürftige ältere

Damen vorangetrieben. Unter der Leitung des Architekten Bruno Paul (1874–1968), einem der Hauptvertreter der »Neuen Sachlichkeit« und der modernen Ideen des Werkbundes, entstand das Stiftungsgebäude in den Jahren 1912 bis 1913 im Frankfurter Westend. Seinen eigentlichen Bestimmungszweck erfüllte es zunächst nur wenige Monate. Mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde es zum Lazarett umfunktioniert. Im Dezember 1914 verstarb seine Stifterin Rose Livingston und das Gebäude ging in den Besitz des Diakonissenhauses über. Nach Kriegsende diente es weiterhin als Heim für alleinstehende ältere Damen und wurde im Zweiten Weltkrieg stark beschädigt. Danach nutzte das Diakonissenhaus das notdürftig wieder hergestellte Gebäude als Altersheim. Nach umfangreicher Renovierung zog im Jahr 2009 die Verwaltung des Diakonissenhauses ein.

In der quellengesättigten und reich illustrierten Studie entwirft der Autor ein lebendiges Bild der weitverzweigten Familie Livingston und bietet interessante Einblicke in die Biographie der Stifterin. Weitere Kapitel widmen sich dem Architekten Bruno Paul und dem Stiftungsgebäude selbst. Es folgen Ausführungen zur Geschichte des Hauses in der Weimarer Republik, der Zeit des Nationalsozialismus und zu seiner Zerstörung im Zweiten Weltkrieg. Damit setzt der Autor der um die Frankfurter Kunst und Sozialarbeit sehr verdienten Stifterin Rose Livingston ein ehrendes Denkmal.

Düsseldorf

Annett Büttner

Nationalsozialismus

Dietrich HEITHER und Adelheid SCHULZE: Die Morde von Mechterstädt 1920 – Zur Geschichte rechtsradikaler Gewalt in Deutschland, Berlin: Metropol Verlag, 2015, 527 S., Ill., ISBN 978-3-86331-261-9, EUR 29,00

Obwohl das »Massaker von Mechterstädt« in Thüringen geschah, hat es zu Hessen einen engen Bezug, denn die Täter waren Studenten der hessischen Landesuniversität Marburg. Bereits ab Oktober 1919 wurde in Marburg, wie auch in anderen deutschen Universitätsstädten, auf Anregung und mit Unterstützung der Reichswehr ein Studentenkorps aufgestellt, das für den Fall von Unruhen und zur Verstärkung der Reichswehr bereitstehen sollte. Als der Generallandschaftsdirektor Wolfgang Kapp und der Reichwehrgeneral Walther Freiherr von Lüttwitz mit dem ehemaligen Generalquartiermeister Erich Ludendorff am 13. März 1920 versuchten, die Reichsregierung durch einen Putsch abzusetzen, stellten sich die Studenten dieser Organisation mehrheitlich auf die Seite der Putschisten, ohne dass die Studenten zu diesem Zeitpunkt in Marburg aktiv wurden. Jedoch wenige Tage später wurden sie per Eisenbahn nach Eisenach gebracht, um von dort aus gegen angebliche linke Aufrührer in Thüringen zu agieren.

Beinahe einhundert Jahre ist es her, seit am Morgen des 25. März 1920 Marburger Studenten als »Zeitfreiwillige« der Reichswehr bei Mechterstädt zwischen Eisenach und Gotha 15 gefangen genommene Arbeiter aus dem Ort Thal angeblich »auf der Flucht erschossen«. Die Verletzungen der Getöteten waren so brutal, dass die Taten schon unmittelbar danach als vorsätzliche Tötungen zu erkennen waren. Die Ereignisse und die Gerichtsverfahren gegen die beteiligten Studenten sind schon mehrfach dargestellt worden. Sie haben in ihrer

Zeit großes Aufsehen erregt und galten als Beweis einer einseitigen Justiz, die Tatverdächtige aus dem rechten Spektrum nachsichtig schonte und Verdächtige aus dem linken Spektrum mit hohen Strafen belegte. Die Verfasser haben die Ereignisse und die Reaktionen darauf unter Darlegung der verschiedenen Quellen umfassend und einprägsam geschildert. Dem Textteil (S. 1–399) folgt ein Dokumentenanhang (S. 401–482) mit 48 Dokumenten. Die Arbeit konnte besonders aus den Nachlässen des späteren Bundespräsidenten Dr. Dr. Gustav Heinemann (1899–1976), des späteren Bundesministers Ernst Lemmer (1898–1970), des Rechtsanwalts Dr. Walter Lütgebrune (1879–1949) und des Führers der Studentenkompagnie Marburg, Fregattenkapitän a. D. Bogislaw von Selchow (1877–1943) schöpfen. Die Dokumente heterogener Herkunft geben ein geschlossenes Bild der Ereignisse. Sie werden durch Funde aus weiteren Archiven ergänzt. Beteiligte haben in zahlreichen Druckwerken ihre Sicht der Ereignisse dargelegt; diese Arbeiten sind im umfassenden Literaturverzeichnis zuverlässig nachgewiesen.

Dem Textteil vorangestellt sind Erinnerungen an Prof. Dr. Emil Julius Gumbel (1891–1966), einen vehementen Kritiker der einseitigen Justiz in der Zeit der Weimarer Republik, durch Rechtsanwalt Heinrich Hannover. In einer umfassenden Aufstellung der in den ersten Jahren der Weimarer Republik begangenen politischen Morde, die Gumbel 1924 herausgab, nachdem sie nicht, wie es ursprünglich geplant war, als Drucksache des Reichstages gedruckt wurde, gab er eine umfangreiche Beschreibung des Mechterstädter Arbeitermordes und der nachfolgenden Justizfarce. Dieser Arbeit ist die vorliegende Studie in weiten Teilen verpflichtet. Nach einem Überblick über Marburger Verhältnisse und Verbindungen nach der Novemberrevolution folgt eine kurze Darstellung zur Wehr- und Militärpolitik der Sozialdemokraten in den Jahren 1918 bis 1920. Bei der Darstellung der Differenzen zwischen Mehrheitssozialisten einerseits und USPD und KPD andererseits zeigt der Verfasser, dass ihm die Standpunkte der Letzteren überzeugender erscheinen. Bemerkenswert an den Ausführungen ist, dass die nach dem Kriegsende abgeschaffte Kriegsgerichtsbarkeit unter dem Reichswehrminister Noske wieder eingeführt worden ist. Bei der folgenden Schilderung der Geschichte des Marburger Studentenkörps können die Verfasser zeigen, in welcher Weise die Leitung der Universität Marburg und die Vertreter der Reichswehr in Marburg und Kassel diese Organisation für den Fall bürgerkriegsähnlicher Entwicklungen unterstützt haben. Allen war hierbei bewusst, dass die Aktivitäten der Studenten und der anderen Beteiligten gegen die Waffenstillstandsauflagen nach dem Ersten Weltkrieg und dem Vertrag von Versailles verstießen. Eine kleine Gruppe aus der Volkskompanie, zu der Heinemann, Lemmer, Viktor Agartz und andere gehörten, suchten die Aktivitäten und später die Tötungen in Thüringen und reichsweit bekannt zu machen, doch befanden sie sich in eindeutigem Gegensatz zur weit verbreiteten öffentlichen Meinung, die diese Aktivitäten billigte. In den Folgekapiteln werden die Ereignisse und die sich anschließenden Gerichtsverfahren detailgenau geschildert. Diese Schilderungen zeigen überaus deutlich, dass schon im Frühjahr 1920 die Mehrzahl der Rechtsverstöße allgemein bekannt waren. Funde in den 1990er-Jahren, insbesondere im Nachlaß des Rechtsanwalts Lütgebrune, die überaus enge Beziehungen des Rechtsanwalts zu Richter und Staatsanwalt durch Briefe belegten, überraschten nicht mehr, sie bestätigten nur noch das schon früher vermutete enge Verhältnis. Durch die Mitarbeit der für das Museum Thal tätigen Archivarin Schulze können die Folgen in dem kleinen Ort über die Jahrzehnte seit den Tötungen dargestellt werden. Beschämend ist es zu

sehen, in welche Not die Familien der Getöteten gerieten, ohne dass ihnen von Seiten des Staates geholfen wurde. An den Personen Lütgebrune, Otmar Freiherr von Verschuer, dem Adjutanten von Selchows, und des ›Chronisten‹ Karl Schaumlöffel zeigen die Verfasser, wie der weitere Lebensweg der Genannten als Unterstützer der NSDAP verlief. Die Schilderung der Zeit nach 1945 und die Erinnerung an die Tötungen zeigt die unterschiedliche Betrachtung in beiden Teilen Deutschlands. Es überrascht wenig, dass sich selbst nach 1990 noch Verfasser aus dem Bereich der studentischen Korporationen schwer damit tun, anhand der nicht zu bestreitenden Quellenüberlieferung zu sagen: Ja, es war unrecht, was Vorgänger aus unseren Verbindungen 1920 getan haben.

Wenn auch die Wertungen des Buches nicht in allen Punkten zu teilen sind, so liegt hier doch eine Quellen- und Dokumentenübersicht vor, die beeindruckend ist.

Neu-Ulm

Ulrich-Dieter Oppitz

Arbeitsgemeinschaft »Nationalsozialistische Erinnerungsorte« der Bundespräsident-Theodor-Heuss-Schule in Homberg: Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland zwischen 1933 bis 1945 auf dem Gebiet des heutigen Schwalm-Eder-Kreises, 3 Bde., hrsg. v. Christina OSTHEIM und Thomas SCHATNER, Leipzig: Amazon Distribution 2015, LXI, 1247 S., ISBN 978-1508817062, EUR 36,93

Das umfängliche Werk verdankt sich dem Engagement einer interessehalber belegten Oberstufen-AG an der Bundespräsident-Theodor-Heuss-Schule in Homberg. Aus einem Studienaufenthalt in Oświęcim, wo sich die Gedenkstätte für das ehemalige deutsche KZ Auschwitz befindet, entwickelte sich das Projekt für ein *Gedenkbuch* der unter dem NS-Regime ermordeten Juden im lokalen und regionalen Umfeld, dem sich mehrere Schülerinnen und Schüler widmeten.

Nach einer vergleichsweise kurzen Phase ist daraus eine Übersicht von zwischen 1938 und 1945 ermordeten jüdischen Deutschen entstanden, die in den früheren Kreisen Fritzlar-Homberg, Melsungen und Ziegenhain geboren wurden, aufgewachsen sind oder auch nur gewisse Zeit dort gelebt haben. Dabei werden von mehr als eintausend Personen »Kurzbiografien« zusammengestellt, die im Idealfall folgende Grunddaten umfassen: Nach- und Vornamen (teils mit variierenden Schreibweisen), Geburtstag und -ort, letzte Aufenthaltsorte im Reichsgebiet, Inhaftierungsorte und -lager, Zielorte von Deportationen beziehungsweise Todesdatum und -ort. Besonders die beiden letzten Angaben ließen sich nicht immer ermitteln, wenngleich die vorhandenen veröffentlichten Verzeichnisse und als Datenbanken übers Internet einsehbare Hilfsmittel bei den Nachforschungen einbezogen wurden. An einigen Stellen haben die Verfasser dankenswerterweise Abbildungen von Kennkarten und Anträgen auf Kennkarten – mit den Porträtfotografien der Verfolgten – eingefügt. Nicht einbezogen wurde die von der israelischen Gedenk- und Forschungsstätte Yad Vashem betreute größte Datenbank der in der Schoah Ermordeten.

Die Herausgeber schildern einleitend zunächst den Prozess, in dem das vorliegende Verzeichnis entstanden ist, umreißen den Rechercheaufwand, der die Mitarbeiter/innen auch in das Kasseler und Fritzlarer Stadtarchiv, wo Kennkarten eingesehen wurden, sowie in das Hessische Staatsarchiv in Marburg (HStAM) führten. Thomas SCHATNER beschreibt so-

dann knapp die drei Deportationen vom Dezember 1941, Ende Mai beziehungsweise Anfang Juni 1942 und vom September 1942, mit denen die Verfolgten nach verschiedenen Orten im von Deutschland besetzten Ostmitteleuropa deportiert wurden.

Nur der kleinere Teil kam in Auschwitz, die meisten an anderen, oft nicht genau bekannten Orten zwischen Riga und Theresienstadt ums Leben; einzelne Juden starben schon 1938 in den KZs der Nazis, etwa in Buchenwald und Sachsenhausen.

Die Herausgeber räumen ein, dass das *Gedenkbuch* »nicht einhundertprozentig strengen wissenschaftlichen Ansprüchen genügen« könne (S. XVII). Bei seinem Nutzen für die weitere Forschung erweist sich dieser Umstand leider verschiedentlich als Nachteil. Denn schon bei einer raschen Durchsicht stellt sich heraus, dass das *Gedenkbuch* eine Reihe von Ungeheimtheiten enthält. Dies fängt schon bei der Kennkarte an, die auf dem Umschlag von Band 1 abgebildet ist: Die originalen Kennkarten-Angaben über Martin Oppenheimer verwandeln sich beim Abschreiben in der »Kurzbiografie« zu »Oppenheim« (S. 878); wenige Seiten dahinter finden sich Angaben über eine »Martha Oppenheimer«, die im gleichen Ort fast am gleichen Tag geboren sei (S. 886) – die Datenbank von Yad Vashem verbindet diesen Namen mit dem zuvor Genannten (<<http://db.yadvashem.org/names/search.html?language=de>>); Genaueres über die Familie Oppenheimer lässt sich übrigens einem Bericht vom April 2009 über eine Stolperstein-Verlegung in Schwarzenborn entnehmen (<http://www.alemannia-judaica.de/oberaula_synagoge.htm#Erinnerungsarbeit%20vor%20Ort%20-%20einzelne%20Berichte>). Über Rebekka Bodenheimer geb. Spier (1868–1942) heißt es, sie sei am 29. September 1942 ins Vernichtungslager Treblinka verschleppt worden, dennoch seien Todesdatum und -ort »unbekannt« (S. 105). Mitunter wird das genaue Todesdatum angegeben, aber es fehlt der Todesort (Albert Levi, S. 620). Einige Unstimmigkeiten gehen auf falsche Lesarten zurück, beispielsweise bei Vornamen: »Clara«/Claire Katzenberg, S. 531, »Henny«/Menny Lehrberger, S. 585, »Rieca«/Bisca Lennig, S. 590, »Ina«/Thea Lilienfeld, S. 650 ff., »Alisze«/Amalie Moses, S. 802, Frederike/Friederike genannt Rieka Rosenthal, S. 957/959. Den bei einem in Heinebach (heute: Alheim-Heinebach) geborenen Juden angegebene Geburtsort »Heimweiler« (S. 1022) gibt es im Gebiet des Altkreises Melsungen nicht, ebenso wenig das fälschlich für Breitenbach am Herzberg genannte »Breitenberg« (S. 1186, 1192). Hinzu kommen sachliche Fehler, denn das Rigaer Getto, in dem Klara Müller im Juli 1944 umgekommen sei (S. 822), wurde im Herbst 1943 aufgelöst. Über das Register lassen sich die Deportationsziele leider nicht erschließen, sodass zum Beispiel jene sich nicht leicht herausfinden lassen, die in Orte im besetzten Polen – nach Warschau, Izbica, Kulmhof usw. – verschleppt wurden, unter ihnen die am 31. März 1942 ins Warschauer Getto deportierten Rosa Marburger (S. 763) und Johanna Proskauer (S. 913). Bei den Angaben zu Meinhard Meyer (S. 785) wäre zu ergänzen, dass er Anfang Januar 1943 in Paris interniert und einen Monat später über das Sammellager Drancy nach Auschwitz deportiert wurde.

Das A und O eines Opferverzeichnisses, das dem Gedenken an die Ermordeten dienen soll, ist zweifellos seine Vollständigkeit. Doch letztendlich fehlen hier ungezählte Namen, darunter etwa die Heinebacherin Margot Wallach (*1922), die (schon) Ende der 1920er-Jahre als schwachsinnig galt (Down-Syndrom), sowie deren Vater Julius und Mutter Goldine geb. Rosenbaum (*1889), die ins Rigaer Getto deportiert wurden. Nicht enthalten ist auch die in Felsberg geborene Ida Wolffs geb. Dannenberg (*1875), die sich später in Leer und 1941 in Berlin aufhielt. Das *Gedenkbuch* berücksichtigt nur drei Ermordete mit dem Nachnamen

Sommer (davon zwei aus dem Altkreis Melsungen), doch enthält allein die Sammlung von Kennkarten aus dem Bestand des ehemaligen Landratsamts Melsungen (HStAM, 180 Melsungen, Nr. 5154, 5155, 5156) zwölf Kennkarten von Personen mit diesem Namen, unter ihnen der Viehhändler Abraham Sommer (*1884) aus Heinebach – der nicht ins seinerzeit überfüllte Getto Izbica, sondern ins Vernichtungslager Sobibór verschleppt wurde.

Das DIN A4-Format erscheint unpassend, da der größte Teil der Seite zumeist unbeschrieben ist. Dies hätte sich vermeiden lassen, wenn unter den jeweils dünnen biografischen Angaben ein Abschnitt Platz gefunden hätte, in dem mehr Informationen zu den betreffenden Personen aus den Beständen der früheren Landratsämter, den betreffenden Stadt- und weiteren lokalen Archiven sowie gegebenenfalls aus Zeitzeugeninterviews gegeben worden wären. Damit würde etwa die sich enorm verschlechternde Lebenssituation der jüdischen Deutschen besser begreiflich werden: die seit Anfang 1933 schlagartig zunehmende persönliche Bedrohung, die ökonomische Diskriminierung, der häufig langwierige Prozess des schäbigen (Zwangs-)Verkaufs der »Judengrundstücke«, das oft verzweifelte, nervenaufreibende Bemühen um Ausreise. So berichtete der Bürgermeister von Gensungen, Heinrich Mumberg, am 6. Februar 1939, es gebe »nur noch 1 Judenwohn- und Geschäftshaus«, jenes von Siegfried Mannsbach, der kurz vor den Pogromen des Novembers 1938 nach Kassel verzogen war: Er, der Weltkriegssoldat und frühere Vorsitzende der Felsberger Ortsgruppe des Reichsbunds Jüdischer Frontsoldaten, wollte weder verkaufen noch seine Heimat verlassen, habe vielmehr jene Verwandten enterbt, die Deutschland verlassen hatten (HStAM, 180 Melsungen, Nr. 2635). Erst daraus wird die ganze Dramatik deutlich, die sich hinter den Zeilen der »Kurzbiografie« verbirgt, wonach Siegfried Mannsbach von August bis Oktober 1941 im NS-Arbeitserziehungslager Breitenau einsaß und danach ins KZ Sachsenhausen eingeliefert wurde, wo er im November 1941 starb (S. 744). Bürgermeister Mumberg, der örtliche Gendarmeriemeister Erich Troch (*1886) und der aus Wien gebürtige Landrat Karl Böttcher (*1905), der bald nach Pułusk (Ostenburg) im annektierten Polen (dem sog. Regierungsbezirk Zichenau) wechseln sollte, hatten sich zuvor willig daran beteiligt, den Verfolgungsdruck auf Mannsbach zu erhöhen. Die vereinsamte Witwe Frieda Mannsbach geb. Katz (*1880) erhielt bloß noch den Kennkartenausweis ihres verstorbenen Ehemanns zurück, den sie dem Landratsamt Melsungen – wie es Vorschrift war – übersenden musste. Am 1. Juni 1942 deportierten die Nazis sie aus Kassel direkt ins Vernichtungslager Sobibór – nicht, wie es hier im *Gedenkbuch* heißt (S. 735), ins Lubliner Getto, denn dieses bestand nur bis März/April 1942, als dessen verelendete Insassen ins Vernichtungslager Belzec abtransportiert wurden.

Es hätte sich ein klareres Bild ergeben, wenn in die hier gewählte Darstellungsform Verwandtschafts- und Ehebeziehungen einbezogen worden wären. Um diese festzustellen, bietet das Internet verschiedene Hilfsmittel. Ehepaare und Familien wurden gewöhnlich gemeinsam deportiert. Wäre dies berücksichtigt worden, hätten sich vermutlich manche Ungereimtheiten vermeiden lassen.

Mit einem der letzten Transporte aus Drancy wurde Ende März 1944 Abraham Plaut (*1873) aus Willingshausen nach Auschwitz verschleppt, dessen Tochter Bella 1938 die französische Staatsangehörigkeit erworben hatte. Als er sich 1935 um das noch vom Reichspräsidenten Hindenburg gestiftete Ehrenkreuz der Kriegsteilnehmer von 1914 bis 1918 bemühte, berichtete der Gendarmeriemeister Rosenblath in Treysa dem Landrat Wilhelm

Wisch – wobei er möglicherweise dessen Erwartungen entgegenzukommen versuchte: »Plaut ist ein Jud echter Rasse [...]«, und die Bevölkerung wünsche seine Auswanderung; er setzte hinzu, dass Abraham Plaut »ein innerlich verschworener Feind des N. S.-Staates war, ist und [...] bleiben wird, der das Ehrenkreuz nicht haben darf, weil die Bevölkerung einer [...] Verleihung kein Verständnis entgegenbringen würde und könnte; insbesondere, da sie aufgeklärt genug geworden ist, daß alle politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten für Deutschland Machenschaften des internationalen Judentums sind«. Der Gendarmeriebeamte fürchtete zudem, dass »eine Verleihung des Ehrenkreuzes an den Juden Plaut [...] die Bevölkerung in ihrer vaterländischen Hochstimmung« beeinträchtigen würde (HStAM, 180 Ziegenhain, Nr. 6894, 7367).

Der Namensvetter Adolf Plaut (*1876) aus Oberaula, der 1943 über Drancy nach Auschwitz deportiert wurde, hatte sich Anfang März 1933 beim Landrat in Ziegenhain über einen Überfall von SS-Männern beschwert, bei dem Ungezählte zugeschaut hatten; eine Anzeige konnte er nicht aufgeben, da, wie Adolf Plaut selbst hatte erfahren müssen, Landjägermeister Ruckert »nicht objektiv« war und wie andere Ortspolizisten den Überfall billigte (HStAM, 180 Ziegenhain, Nr. 6746).

Um die in den »Kurzbiografien« vorherrschende eintönige Anonymität zu durchbrechen, wären für ein Buch, das die Opfer ehren soll, auch mehr Fotografien der Ermordeten wünschenswert; dafür hätten sich die Kennkarten aus dem Bestand 180 Melsungen im Staatsarchiv Marburg angeboten. Weitere Fotos ließen sich über Kontakte zu den Nachfahren und Verwandten ermitteln.

Als ein wichtiges Ergebnis stellen die Herausgeber fest: »Was alle Beteiligten am Ende unheimlich überraschte, war die enorm hohe Anzahl an jüdischen Opfern aus dem heutigen Kreisgebiet, die bei weit über 1000 Opfern liegt. Wir konnten knapp 200 Opfer nachweisen, die in Auschwitz ermordet wurden, die genaue Anzahl liegt aber wahrscheinlich deutlich darüber, da bei vielen Ermordeten der Todesort unbekannt ist« (S. XVII). Die Arbeitsgruppe von Hans-Peter Klein in Melsungen hat zu dieser Frage genauere Angaben zu bieten (Sind Melsunger Juden in Auschwitz ermordet worden?, <http://jinh.lima-city.de/JUDEN-MELSUNGEN.htm>).

Die Schlussbewertung ist somit zwiespältig: Einerseits geben die Mitarbeiter und Herausgeber dem Leser einen nützlichen Überblick an die Hand, dem sich die Namen vieler der von den Nazis Ermordeten entnehmen lassen. Dies ist angesichts der zeitlich, organisatorisch und finanziell sehr beschränkten Möglichkeiten einer Oberstufen-AG dankend zu begrüßen. Auf der anderen Seite müsste für die Erstellung eines Gedenkbuchs möglichst das gesamte Material herangezogen werden, das mittlerweile vorliegt und in den Archiven eingesehen werden kann, ja sich zum Teil bereits in der Forschungsliteratur niedergeschlagen hat (siehe etwa Barbara GREVE: Exil oder Tod. Flucht und Vertreibung der Juden aus den Landgemeinden des Altkreises Ziegenhain, in: Heimatvertriebene Nachbarn. Beiträge zur Geschichte der Juden im Kreis Ziegenhain, hrsg. v. Bernd Lindenthal, Schwalmstadt-Treysa 2008, Bd. 3, S. 1–55). Doch ließ sich dies offenbar nicht leisten. Ein verlässliches Gesamtverzeichnis der unter dem Nationalsozialismus ermordeten jüdischen Hessinnen und Hessen steht damit für den Schwalm-Eder-Kreis – wie auch für andere Kreise des heutigen Bundeslands Hessen – weiterhin aus.

Gine ELSNER: Als Betriebsarzt bei Adler, Opel oder Hoechst. Arbeitsmediziner während der NS-Zeit in Hessen, Hamburg: VSA Verlag 2016, 424 Seiten, ISBN 978-3-89965-655-8, EUR 29,80

Die Medizin im Nationalsozialismus ist ein oft bearbeitetes Thema der Medizingeschichte. Dabei überrascht es, dass es noch immer Felder gibt, die bisher kaum oder nur unzureichend behandelt wurden. Eines davon ist die Arbeitsmedizin. Sie stellte während der NS-Zeit eine zentrale Säule des Medizinsystems dar, denn durch sie sollte die Leistungsfähigkeit der Arbeiter in entscheidender Weise gesteigert werden. Gine ELSNER nimmt sich dieser Forschungslücke an und legt eine biographisch angelegte Studie vor, in der sie 40 Arbeitsmediziner namentlich eruiert, die während oder unmittelbar nach dem Nationalsozialismus in hessischen Unternehmen tätig waren.

Warum Hessen als Untersuchungsraum gewählt wurde, lässt die Autorin offen. Da dieses Bundesland in Bezug auf das Betriebsärztesystem im Dritten Reich gegenüber anderen Regionen keine Sonderstellung einnahm, ist zu vermuten, dass es als exemplarische Region als ein Beispiel für das Deutsche Reich gelten soll. Da in Hessen Betriebe unterschiedlicher Gewerbe mit arbeitsmedizinischen Strukturen wie die IG-Farben, Opel oder Adler angesiedelt waren, ist die Auswahl durchaus gerechtfertigt.

Nach einer knappen Einleitung, in der die Autorin die Fragestellung aufwirft, knapp den Forschungsstand skizziert und die nicht ganz einfache Quellenlage beschreibt, widmet sie sich in 15 Kapiteln den Biographien der von ihr untersuchten Betriebsärzte. Dazu zählen solche in der nationalsozialistischen Medizin bekannten Größen wie Hermann Hebestreit, Hauptschriftführer des Zentralblattes für Gewerbehygiene, aber auch weniger bekannte Personen wie Rudolf Vogelsberger, der für eineinhalb Jahre Betriebsarzt der Firma Röder-Präzision war.

Innerhalb der einzelnen Kapitel skizziert Elsner die akademische Vita der Ärzte und geht der Frage nach, inwieweit sie sich in ihrer Tätigkeit für die Unternehmen der nationalsozialistischen Leistungsmedizin verschrieben hatten. Am Ende ihrer jeweiligen biographischen Studien geht die Autorin auch auf die Spruchkammerverfahren im Zuge der Entnazifizierung ein, um personelle Kontinuitäten kritisch zu hinterfragen.

Nachdem im vorletzten Kapitel der Monographie die zuvor dargestellten Betriebsärzte hinsichtlich ihrer Konfession und ihrer Mitgliedschaften in NS-Organisationen noch einmal knapp statistisch erfasst werden, zieht ELSNER abschließend Bilanz und kommt zum Urteil, »dass alle Einblicke hatten in die unsäglichen Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Zwangsarbeiter und dass sie zu Mitwissern eines unmenschlichen Umgangs mit Menschen wurden.« (S. 368) Darüber hinaus konstatiert sie, dass vor allem das lukrative Gehalt und die Aussicht auf eine erfolgreiche Karriere die Hauptantriebsfedern der Mediziner waren, um eine Position als Betriebsarzt anzutreten. Gezwungen wurde zu dieser Tätigkeit niemand.

Die große Stärke dieser gut und flüssig lesbaren Studie liegt v. a. in der Auswertung der zugrundeliegenden Quellen. Elsner ist es durch Recherchen in einer Fülle von unterschiedlichsten Archiven gelungen, die Lebensläufe von ca. 15 Prozent der während der NS-Zeit in Hessen tätigen Betriebsärzte weitestgehend zu rekonstruieren. So kann sie eine ganze Bandbreite von unterschiedlichen Betriebsärzten präsentieren. Insbesondere der von der

Forschung bisher vernachlässigte Aspekt, dass ein Großteil der Betriebsärzte auch als Lagerärzte gearbeitet hat, wird eindrücklich herausgearbeitet.

Der von ELSNER gewählte biographische Ansatz, der in der historischen Forschung mittlerweile als veraltet gilt, hat aber auch Nachteile. Es geht inhaltlich weniger um das Handeln von Betriebsärzten in der NS-Zeit, sondern vielmehr um die Verstrickungen von Ärzten, die eine gewisse Zeit als Betriebsärzte gearbeitet haben, in den faschistischen Machtapparat. Da somit die Personen und nicht die übergeordneten Strukturen im Zentrum stehen, gelingt es nicht, ein geschlossenes Bild des betriebsärztlichen Handelns während der NS-Zeit zu zeichnen. Wer etwas Grundlegendes über das Betriebsarztwesen im Nationalsozialismus erfahren will, muss die – durchaus vorhandenen – Informationen aus einer Fülle von Nebenerzählungen herausfiltern. Der Hinweis auf die für das Betriebsarztwesen so wichtige Zusammenlegung von Vertrauensarzt-, Kassenarzt- und Betriebsarztstätigkeit versteckt sich bspw. in der Biographie des Opel-Betriebsarztes Hans Hallermann.

Dass die Autorin sich zwar inhaltlich sehr gut mit der Materie auskennt, aber keine Historikerin ist, lässt sich daran erkennen, dass sie oftmals eine wertende Position einnimmt. Die zahlreichen Fotografien illustrieren den Text, können darüber hinaus aber keinen Erkenntnisgewinn liefern. Insgesamt betrachtet, liefert das Werk trotz der erwähnten Einschränkungen einen guten Einblick in die Lebensläufe vieler Betriebsärzte während der NS-Zeit in Hessen. Arbeitsmediziner, die etwas über die Vergangenheit ihrer Disziplin erfahren möchten, werden das Buch mit großem Gewinn lesen, Historiker eher nicht.

Stuttgart

Pierre Pfütsch

Melanie HANEL: Normalität unter Ausnahmebedingungen. Die TH Darmstadt im Nationalsozialismus, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2014, 463 S., Abb. ISBN 978-3-534-26640-1, EUR 29,95

Isabel SCHMIDT: Nach dem Nationalsozialismus. Die TH Darmstadt zwischen Vergangenheitspolitik und Zukunftsmanagement (1945–1960), Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2015, 562 S., Abb., Diagramme, Kt., Tab., ISBN 978-3-534-26748-4, EUR 29,95

Die beiden an der Technischen Universität Darmstadt vorgelegten Doktorarbeiten widmen sich der Geschichte der (früher so bezeichneten) Technischen Hochschule (TH) zwischen 1933 und 1960. Sie gehen auf ein Forschungsprojekt der Universität zurück und bieten erstmals eine umfassende, die einschlägigen, teils nur lückenhaft überlieferten Quellen einbeziehende Darstellung der Nazifizierung und Entnazifizierung dieser Institution.

Melanie HANEL geht aus von einer verbreiteten »Selbstmobilisierung« der Wissenschaftler an den Technikinstituten. Unter den Bedingungen des sich herausbildenden »militärisch-industriell-wissenschaftlichen Komplexes« wollten sie dessen Vorteile für sich nutzen (S. 13). Dies ging einher mit den von Nationalsozialisten innerhalb und außerhalb der Hochschule geforderten und von 1933 an durchgesetzten Neubesetzungen. In zwei Durchläufen lässt die Verfasserin die Diskriminierten mit ihren Schicksalen Revue passieren (S. 41 ff., 92 ff.). Die meisten verließen Deutschland, aber nicht alle der rassisch Verfolgten überlebten das Hitlerregime. Der Darmstädter Jurist Erich Aron wurde 1933 emeritiert

und ist zehn Jahre später in Theresienstadt umgekommen (S. 107). Denunziationen wegen mangelnder politischer Zuverlässigkeit ließ die Zahl der kurzerhand Entlassenen anschwellen. Folge war eine personelle Verarmung unter der Professorenschaft und den Assistenten.

Hohe Wellen schlug die »Lieser-Affäre«, in der sich eigennützige Karriere-Motive mit politischer Einmischung von außen verbanden. Der Architekt Karl Lieser (1901–1990) versuchte mit Unterstützung nationalsozialistischer studentischer Aktivisten und des NS-Studentenbunds die Berufung seines Konkurrenten Karl Gruber zu verhindern; mit einer denunziatorischen Denkschrift über den Lehrkörper der Architekturabteilung rief er die Gauleitung der NSDAP auf den Plan. Nachdem der Hochschulsenat der TH ihm die Lehrbefugnis entzogen hatte, setzte Lieser sich mit Hilfe des Gauleiters Jakob Sprenger und des NS-Studentenbunds schließlich durch, und die Leitung der TH sah sich gezwungen, die Maßnahmen gegen Lieser zu widerrufen. 1934 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor für Städtebau, zum Führer der Dozentschaft und zum Kanzler; von 1937 bis 1944 war Lieser gar Rektor seiner Hochschule. Erst nach den verheerenden Schäden an den Hochschulbauten infolge des Luftangriffs vom 11. und 12. September 1944 gab er das Rektorenamt auf.

Nach den »Säuberungen« verblieben nurmehr diejenigen, die mit den neuen Verhältnissen klarzukommen vermochten. Ihre Arbeitsbedingungen verbesserten sich in materieller Hinsicht. Wie andere Technische Hochschulen war die TH Darmstadt in die gewinnträchtige Rüstungs- und sonstige kriegswichtige Forschung einbezogen. Doch ehe die üppige finanzielle Förderung solcher Projekte quantifiziert wird, fragt die Verfasserin nach dem politischen Engagement der Hochschullehrer. In ihrer Darstellung konzentriert sich HANEL auf das Handeln weniger, besonders einflussreicher Professoren, darunter Alwin Walther und Richard Vieweg. Auch die akademischen Berufungsverfahren kommen nicht zu kurz.

Der Lehrbetrieb unter dem NS-Regime war von einem beispiellosen Rückgang der Zahl der Studierenden geprägt, was nicht nur an der Schließung eines in Mainz angesiedelten Pädagogischen Instituts lag. In den Kriegsjahren konnten die ausländischen Studenten und Frauen den Rückgang nicht wettmachen, der durch die Kriegsteilnahme deutscher Männer verursacht wurde. Die Forschungsarbeit wurde unterdessen munter fortgesetzt, etwa bei der Raketenentwicklung im »Vorhaben Peenemünde« (S. 298), die Darmstädter Wissenschaftler verschiedener Disziplinen bis 1945 mit einbezog.

Der Band von Isabel SCHMIDT beschäftigt sich mit der Geschichte der Technischen Hochschule Darmstadt in den anderthalb Jahrzehnten nach dem Nationalsozialismus. Die allerersten Jahre waren geprägt von aufräumender Vergangenheitspolitik – den Umerziehungsbestrebungen der amerikanischen Alliierten und den eigenen Vorstellungen in der Leitung der TH. Ihre Vertreter, die Professoren, stehen auch zunächst im Mittelpunkt. Denn ihre Strategien, den Umgang mit der NS-Vergangenheit sowie den materiellen und personellen Übergang vom Dritten Reich in die Nachkriegszeit mit zu gestalten, untersucht SCHMIDT ausführlich. Dies schlägt sich nieder in einer umfassenden Darstellung von parallel verlaufenden, komplexen Entwicklungen zwischen 1945 und 1960.

Nach der Besetzung blieb die Hochschule zunächst ein Dreivierteljahr geschlossen, ein Teil der Hochschulgebäude unterlag der Beschlagnahme (S. 99). Rasch ergab sich nun die Notwendigkeit, auf den Friedens-Lehrbetrieb umzustellen. Beim Abschöpfen wissenschaftlicher Errungenschaften brachten die amerikanischen Offiziere eigene Interessen ins Spiel. Die mit der TH Darmstadt verbundenen Wissenschaftler der Peenemünde-Gruppe

stand besonders im Visier der Alliierten und ihrer Geheimdienste. Nicht wenige Darmstädter Forscher ließen sich abwerben, stellten sich in den Dienst der Alliierten (S. 152–158).

An der TH bestand zur gleichen Zeit Konsens, sich den Amerikanern gegenüber als »Anti-Nazi-Hochschule« ins Licht zu setzen. Ein Vertrauensausschuss schuf die Grundlagen für eine Wiedereröffnung der Hochschule. Aber man versuchte vergeblich, den letzten Rektor der NS-Zeit im Amt zu behalten. Andererseits trat die Hochschule bei der Entnazifizierung nur für ausgewählte Professoren aktiv ein. Die Anfangsmonate von April bis Herbst 1945 zeichnete personelle Kontinuität aus; von sich aus unternahm die TH keine Schritte zur »Selbstentnazifizierung«. Danach kam es zu ersten Entlassungen aus politischen Gründen, wobei die Leitung die alliierten Vorgaben teils unterlief, indem sie einige der Geschassten verdeckt weiter beschäftigte. Die Jahre von Juni 1946 bis 1951 stehen unter dem Zeichen der Spruchkammerverfahren, in denen sich Darmstädter Professoren erklären und rechtfertigen mussten. Sie bedienten sich dabei zeittypischer Strategien des Beschweigens.

Folglich sorgten die Akteure dafür, dass der Wiederaufbau, die Entnazifizierungs-, Wiedergutmachungs- und Berufungsverfahren in ihrem Sinne verliefen. Wie andernorts entlastete man sich mithilfe von Persilscheinen gegenseitig, bauschte man gewisse Handlungen im Nachhinein zu Widerstandsakten auf. Selbst ausländische Assistenten, darunter mehrere Chinesen, welche die Kriegsjahre über in Darmstadt geblieben waren, zeugten mit blumigen Wendungen gerne zugunsten ihrer Professoren (S. 203).

Ihren Abschluss erreichte die Reintegration der NS-Belasteten gewöhnlich in den 1950er-Jahren. Die TH ließ diejenigen Nationalsozialisten fallen, die sich 1933 mithilfe von Nazi-Protektoren durchsetzten und sich ihren (älteren) Kollegen gegenüber illoyal verhalten hatten, darunter den Architekten Karl Lieser; als selbstständiger Architekt schuf er mit dem Henninger-Turm eines der bekanntesten Frankfurter Bauwerke der Wirtschaftswunder-Jahre (2013 abgerissen). Auch die bauliche Entwicklung und Erweiterung der TH Darmstadt nach 1945 wurde von unter dem Nationalsozialismus Belasteten durchgeführt; beim »Wiederaufbau« konnte die TH damals aus der Schließung und zeitweiligen Rückstufung der Universität Gießen Nutzen ziehen (S. 130).

Die Verfasserin blickt auf den Umgang mit Angehörigen der TH, die von nationalsozialistischer Verfolgung betroffen waren, und auf die Grenzen der »akademischen Wiedergutmachung« (S. 253). Sie erwies sich als schwierig, wenngleich unter dem NS-Regime weit aus mehr Entlassungen auf Intrigen denn auf Rassismus zurückzuführen waren (S. 241). Zum Beschweigen gesellten sich Vergessen und Verdrängen. Das Kultusministerium forderte eine »Auflockerung des Lehrkörpers« durch Einbeziehung neuer Kräfte (S. 316), und in den 1950er-Jahren enthielten die Berufungsverfahren Stoff für Konflikte mit der Landesregierung. Widerstand übte die Führung der TH auch gegen jegliche Demokratisierungsversuche. Das Verhältnis zu den Studenten stand lange im Zeichen einer angeblichen »akademischen Schicksalsgemeinschaft« (S. 474), die Studierende und Professoren verbinde.

Stellenweise gewinnt man den Eindruck, dass ein Endlektorat hier nicht stattgefunden hat, da verschiedentlich (fast wortgleiche) Wiederholungen, fehlerhafte Grammatik und Sätze, zudem falsche Ausdrücke ins Auge fallen (z. B. S. 103 f., 179, 197, 204, 315). Im Anhang präsentiert SCHMIDT knapp die Ergebnisse der Entnazifizierung der 1945 zum Lehrkörper gehörenden Professoren sowie eine chronologische Auflistung der Neuberufungen unter den Ordinarien mit den Spruchkammerergebnissen.

Waren für die Politisierung und Radikalisierung der Hochschulen bis 1933 die Studenten verantwortlich, so gerierten sich die Professoren im Allgemeinen zunächst nicht als Anhänger der NSDAP, schreibt HANEL. Sie betrachteten mit Argwohn, dass Staats- und Parteibürokratie »auf die Entmachtung der traditionellen Entscheidungsgremien« – der Abteilungen an der TH – abzielten (S. 418). Mit der Zeit wusste man sich freilich zu arrangieren. Nur in einem kurzen Kapitel ihrer Untersuchung geht HANEL auf die Studienbedingungen im Dritten Reich ein. HANEL und SCHMIDT haben ihre Erkenntnisse über die jüdischen Studenten aber in einer separaten Studie zusammengefasst (Zwischen Ausgrenzung und Duldung. Die Geschichte der TH Darmstadt und ihrer jüdischen Studierenden 1933–1950, in: Aschkenas 21, 2013, S. 201–228).

Durch seine mangelnde Aufarbeitung ist der Nationalsozialismus bis in die Gegenwart Teil der Darmstädter Hochschulgeschichte geblieben, wie SCHMIDT resümiert. Am Ende lässt sich festhalten: Auch im kriegszerstörten Darmstadt gab es keine Stunde Null, vielmehr war man von Beginn an bemüht, unter der Last der jüngsten Vergangenheit den unvermeidlichen Neuanfang aktiv zu beeinflussen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Umweltgeschichte, Natur- und Landeskunde

Johannes HOFMEISTER: Historische Überlieferungen über Witterung und Klima aus dem 16. bis 19. Jahrhundert aus Mittelhessen. Mit einem Schwerpunkt auf der Forstwirtschaft, Bergisch Gladbach: Edwin Ferger Verlag 2014, 282 S., 23 Farb- u. s/w-Abb., ISBN 978-3-93121-950-5, EUR 28,00

Hessische Wetterchronik. Eine Sammlung von Originalzitaten zu Wetterereignissen vergangener Jahrhunderte, hrsg. von Johannes HOFMEISTER, Norderstedt: Books on Demand 2014, 200 S., ISBN 978-3-73229-796-2, EUR 14,00

Im Gegensatz zum Wetter von morgen, wen interessiert schon das Wetter von gestern oder gar von vor 300 oder 400 Jahren? Was nutzt es zu wissen, dass im Winter 1616/17 kein Schnee fiel, man nicht einmal Handschuhe zu tragen brauchte und die Schafe die ganze Zeit über auf die Felder getrieben werden konnten, wie aus der »Hessischen Wetterchronik« (S. 21) von Johannes HOFMEISTER zu erfahren ist? Jakob Burgk aus Steinberg bei Pohlheim konnte zwar nicht ahnen, dass er in einer Zeit lebte, die später als »Kleine Eiszeit« bezeichnet werden sollte, doch schien ihm die extrem milde Witterung angesichts der gewöhnlich schnee- und frostreichen Winter so bemerkenswert, dass er sie in seinem Hausbuch festhielt. Heute dient der Blick zurück vor allem der Klimarekonstruktion, die helfen soll, den gegenwärtigen Klimawandel besser zu verstehen und verlässlichere Prognosen für die Zukunft zu ermöglichen. Ein Kennzeichen der Klimageschichte, wie sie in den letzten 20 Jahren einen bemerkenswerten Aufschwung erfahren hat, ist ihre großräumige Ausrichtung. So verwundert es nicht, dass Wetter, Witterung und Klima von der hessischen Landesgeschichte bislang eher stiefmütterlich behandelt worden sind. Umso erfreulicher ist es, dass mit der am Lehrstuhl von Rüdiger Glaser an der Fakultät für Forst- und Umweltwissenschaften der Universität Freiburg i. Breisgau entstandenen Dissertation von Johannes HOFMEISTER zur Wetterge-

schichte Mittelhessens erstmals eine systematische Untersuchung in Monographieform vorliegt.

Die Arbeit gliedert sich in elf Kapitel. In der Einleitung (S. 21–32) werden die Zielsetzung formuliert, der Forschungsstand resümiert, das Untersuchungsgebiet und der Untersuchungszeitraum eingegrenzt sowie das methodische Vorgehen dargelegt. Mit Mittelhessen wurde ein aufgrund seiner naturräumlichen Heterogenität durch sehr unterschiedliche Regionalklima geprägter Untersuchungsraum gewählt. Die Eingrenzung des Untersuchungszeitraums resultiert aus dem Mangel an schriftlichen Quellen vor dem 16. Jahrhundert und den gänzlich veränderten Rahmenbedingungen ab Ende des 19. Jahrhunderts, einerseits infolge einer durch die Industrialisierung verminderten Wetter-Vulnerabilität modernen Gesellschaften und andererseits aufgrund der weitgehenden Verwissenschaftlichung der Wetterbeobachtung. Angestrebt wird keine Klimarekonstruktion, sondern die Beantwortung der Fragen, wie das Wettergeschehen durch die vormoderne Gesellschaft erfahren und interpretiert wurde, welche Auswirkungen insbesondere extreme Wetterereignisse hatten und wie die Folgen bewältigt wurden. Mit dieser Ausrichtung knüpft die Arbeit an Fragestellungen der Historischen Klimatologie, der Umweltgeschichte, der Forstgeschichte und der Volkskunde an. Fraglich ist, ob in diesem Zusammenhang nicht auch auf die Agrargeschichte, die Wissenschaftsgeschichte und die Kulturgeschichte zu reflektieren gewesen wäre. Etwas befremdlich ist zudem die Verwendung des amerikanischen Zitiersystems für Quellen- und Literaturnachweise, das zugleich einen Verzicht auf weiterführende Anmerkungen bedeutet.

In den folgenden Kapiteln werden die Arbeitsmethode (S. 33–42) und der Quellenkorpus (S. 43–64) vorgestellt. Grundlage der Analyse bilden 1.653 Wetterinformationen, die aus 218 Quellen zusammengetragen wurden. Etwas irritierend ist in diesem Zusammenhang die vom Verf. vorgenommene Benennung und Einteilung der Quellen in zwölf Gruppen. So werden einerseits »Originalzitate«, »Originalquellen« und »Originalberichte«, andererseits »Chroniken und Tagebücher«, »landesherrliche und amtliche Korrespondenz« und »medizinische Physikatsberichte« (S. 43) voneinander unterschieden, wobei die Verwirrung v. a. daher rührt, dass bei der Gruppenbildung formale und gattungstypologische Kriterien miteinander vermischt sind. Letztlich lassen sich die Quellen formal vier Gruppen zuordnen: 1. archivalische Quellen aus den Staatsarchiven Marburg, Wiesbaden und Darmstadt, 2. edierten Quellen wie Tagebücher und Schulchroniken, 3. zeitgenössische Publikationen wie Zeitungsartikel, amtliche Berichte und meteorologische Aufsätze sowie 4. geschichtswissenschaftliche und lokalgeschichtliche Literatur. Der Gewinn der gattungstypologischen Differenzierung soll hiermit jedoch keineswegs in Abrede gestellt werden, zeigen doch die statistischen Auswertungen, für die MAXQDA, eine Software zur qualitativen Analyse von Texten, eingesetzt wurde, deutlich, dass die zeitliche und räumliche Auflösung (S. 65–82) ebenso wie die Art der überlieferten Wetterinformationen wesentlich von den zugrunde gelegten Quellen abhängen (S. 243).

Die Analyse der überlieferten Wetterinformationen steht im Zentrum des sechsten Kapitels (S. 83–139). Am häufigsten finden sich Temperaturangaben bzw. Angaben mit Temperaturbezug in den Quellen, was einerseits auf eine Vielzahl an Berichten aus der als Late Maunder Minimum bezeichneten ungewöhnlich kühlen Klimaphase zwischen 1675 und 1715, andererseits auf die systematischen Temperaturmessungen des 19. Jahrhunderts zu-

rückzuführen ist. Unter den kurzfristigen Temperaturereignissen und markanten Temperaturveränderungen hingegen sind Nacht- und Spätfröste am häufigsten überliefert. Analysiert wird jeweils, in welchen Quellengattungen die Wetterinformationen zu finden sind und auf welche Zeiträume (Jahrhunderte, Jahreszeiten, Monate) sie sich verteilen. Beispiele konkretisieren und vertiefen die Analyseergebnisse. Als am stärksten ausdifferenziert erweisen sich die Wetterinformationen, die der Verf. unter dem Oberbegriff »Niederschläge« zusammenfasst. Diese reichen von nasser Witterung über Regen, Starkregen, Gewitter, Hagel, Schnee und Nebel bis hin zu Glatteis und gefrierender Nässe. Die Ausführungen zu Hochwassern und Überschwemmungen hätten freilich auch zum Kapitel »Auswirkungen« verschoben werden können. Hierauf folgt eine Analyse der Wetterinformationen, die Angaben über Windverhältnisse liefern, wobei diese sich auf die Windrichtung und die Windstärke – hauptsächlich im Zusammenhang mit Stürmen – konzentrieren. Weitere Abschnitte beschäftigen sich mit den Angaben zur Himmelsbedeckung, dem Wetterphänomen Höhenrauch sowie mit überlieferten Messwerten und Messreihen. Eine Untersuchung dazu, inwieweit sich in den historischen Wetterinformationen Hinweise auf das lokale oder regionale Klima und damit auf ein Klimabewusstsein ihrer Verfasser finden lassen, schließt das Kapitel ab.

Die Auswirkungen des Wetters (S. 141–180) stehen im Fokus des folgenden Kapitels. Behandelt werden zunächst die durch Frost, Gewitter, Hagel, Sturm, Starkregen und Hochwasser verursachten Schäden. Hierauf kommen die Auswirkungen auf Ackerbau, Grünlandnutzung und Gartenbau sowie in separaten Abschnitten auf Obstanbau, Weinbau und die Viehhaltung zur Sprache. Es folgt eine Auswertung der durch Wetter verursachten Schäden an Gebäuden und Bauwerken. Anschließend werden die Beeinträchtigungen des Verkehrs durch Schneefall, Starkregen oder Hochwasser thematisiert. Ein weiterer Abschnitt beschäftigt sich mit den Folgen von Frost und Dürre für die Wasserversorgung, die Energiegewinnung und die Feuerbekämpfung. Zum Abschluss werden durch Wetter verursachte Krankheiten, Hungerkrisen und Todesfälle in den Blick genommen.

Das achte Kapitel widmet sich den verschiedenen Strategien (S. 181–204), mit denen die Menschen versuchten, die Wetterereignisse und ihre Folgen zu bewältigen. Zentrale Bedeutung kam in diesem Zusammenhang religiösen und abergläubischen Interpretationen zu, wenn auch zu Beginn des Untersuchungszeitraums mehr als an dessen Ende und auf dem Land stärker als in den Städten, so der Verf. (S. 184). Die materielle Bewältigung erleichterten obrigkeitliche Hilfen (Stundung, Reduzierung oder Erlass von Abgaben), Almosensammlungen und später Einrichtungen wie Hagelversicherungen. Im 19. Jahrhundert sorgte zudem die wissenschaftliche Erforschung des Wettergeschehens für ein wachsendes Verständnis der meteorologischen Zusammenhänge, auch wenn man noch weit von einer zuverlässigen Wettervorhersage entfernt war (S. 200).

Das folgende neunte Kapitel über die »Auswirkungen von Witterung und Klima auf die Forstwirtschaft« (S. 205–240) bildet eigentlich eine separate Studie auf eigenständiger Quellenbasis (208 Wetterinformationen, überwiegend aus dem 19. Jahrhundert). Der Aufbau folgt weitgehend dem vorangegangenen Text. Den wichtigsten Unterschied markiert das Ergebnis, dass aufgrund der exakten Benennung der durch Sturm, Eis- und Schnebruch, Frost und Hagel betroffenen Forstgebiete in den forstwirtschaftlichen Quellen eine regionaltopographische Schadenschronologie möglich wäre.

Die methodisch innovative Untersuchung belegt detailreich, wie der Verf. im Fazit (S. 241–245) zusammenfasst, dass es für die vorindustrielle, weitgehend agrarisch geprägte Gesellschaft kaum unmöglich war, »sich dem Einfluss der Witterung zu entziehen« da sie »das alltägliche Leben in einem sehr hohen Maße [prägte]« (S. 241). Insbesondere aufgrund der Abhängigkeit großer Teile der Bevölkerung von der Landwirtschaft hatte eine für die agrarische Produktion nachteilige Witterung schnell katastrophale Folgen. Dies erklärt auch, warum extreme und schädigende Wetterereignisse in den meisten Quellen deutlich überrepräsentiert sind. Umso bemerkenswerter aber ist die eingangs erwähnte Schilderung des angenehm milden Winters 1616/17. Sicher hatte dieser wegen der Schädlingsüberwinterung auch Nachteile, was Jakob Burgk jedoch nicht erwähnt. Mehr noch als auf die Subjektivität jeder Wetterwahrnehmung verweist der Bericht auf die enorme Wechselhaftigkeit des Wetters. Diese Variabilität sollten jedoch nicht als Argument dafür missbraucht werden, die Gefahren des gegenwärtigen Klimawandels in Abrede zu stellen, wie der Verf. in seinem Ausblick (247–250) betont.

Gewissermaßen ein Nebenprodukt seiner Dissertation ist Johannes HOFMEISTERS »Hessische Wetterchronik«. Beginnend mit dem Jahr 1434 und mit dem Jahr 1897 endend versammelt der Band chronologisch geordnet eine Vielzahl von Zitaten aus Chroniken, Tagebüchern, Akten, Zeitungsartikeln und zahlreichen anderer Quellen, die veranschaulichen, wie sehr Leben und Tod in der vorindustriellen Gesellschaft vom Witterungsgeschehen abhängen konnten. Im Unterschied zur Dissertation des Verf. stammen die Quellenzitate aus dem gesamten Bereich des Bundeslandes Hessen. Auch wenn auf eine Analyse und Kommentierung der Zitate verzichtet wurde, so bietet der Band doch eine nützliche Sammlung von Wetterinformationen, die sonst, da verstreut in den verschiedensten Quellen und Publikationen, nur schwer auffindbar sind. Eigenartig ist allerdings, dass der Verf. in keiner der beiden Publikationen auf »Wettergeschichte Hessen« (<<http://www.wettergeschichte-hessen.de>>), die Datenbank für historische Wetterinformationen aus dem hessischen Raum im Internet, hinweist.

Kassel

Jochen Ebert

Stadt- und Ortsgeschichte

Eckart CONZE und Susanne RAPPE-WEBER (Hg.): Ludwigstein. Annäherungen an die Geschichte der Burg (Jugendbewegung und Jugendkulturen Jahrbuch 11), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2015, 500 S., 17 Abb., ISBN 978-3-8471-0470-4, EUR 40,00

Die Ersterwähnung des »ludwygesteyn« bei Witzenhausen findet sich in der Schultheißenrechnung vom 4. Juli 1415. Zum 600-jährigen Jubiläum dieses Eintrags fand auf Burg Ludwigstein im dortigen »Archiv der deutschen Jugendbewegung« bereits im März 2014 ein Symposium statt, dessen Ergebnisse entsprechend pünktlich seit 2015 als (im doppelten Sinne) schwergewichtiges Buch vorliegen. Dem Vertreter der Neueren und Neuesten Geschichte an der Universität Marburg Eckart CONZE und der Leiterin des Archivs auf dem Ludwigstein Susanne RAPPE-WEBER als Herausgebende ist es dabei (wenn auch mit thematischen und zeitlichen Lücken sowie auf unterschiedlichem Niveau) gelungen, über die

Jahrhunderte hinweg einen interessanten Reigen von Beiträgen zusammenzustellen. Burg Ludwigstein als Grenzburg der Landgrafschaft Hessen in Richtung Thüringen mit Burg Hanstein als Gegenpart war bis in das 19. Jahrhundert hinein Amtssitz und Teil des Domänengutes Ludwigstein-Wendershausen. Schließlich versank die Burg in eine Art »Dornröschenschlaf« (S. 12). Zur »Jugendburg« wurde sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts dank der »Wandervögel«, welche den romantischen Ort für sich entdeckten. Bis 1989 war die Burg schließlich auch durch die innerdeutsche Grenze geprägt.

Entsprechend der wechselvollen Geschichte des Ortes ordnen sich die einzelnen Studien den beiden Themenschwerpunkten »Herrschaft – Arbeit und Leben – Region (15.–19. Jahrhundert)« und »Die Jugendburg (20. Jahrhundert)« zu. G. Ulrich GROSSMANN zeichnet den permanenten Ausbau der kompakten Burg (seit dem 16. Jahrhundert mit Fachwerkaufbau) auf dem Hintergrund landgräflicher Territorialpolitik nach. Sven BINDCZECK und Dieter WUNDER ist eine erste Zusammenstellung der adeligen und nichtadeligen Amtsmänner zu verdanken, denen bewusst keine erblichen Ansprüche zugestanden wurden. Anschließend widmet sich Sven BINDCZECK den Amtsmännern auf der Burg und den dortigen Lebensbedingungen während der Frühen Neuzeit. Dabei wird zumindest angedeutet, welche Bedeutung Ehefrauen und Gesinde für den Alltagsbetrieb besaßen. Mit dem Tagebuch des Pächters Johann Adam Schönewald aus dem frühen 19. Jahrhundert besitzt die Archivüberlieferung einen besonderen Schatz, den Susanne RAPPE-WEBER zu einer »Nahaufnahme« von Arbeit und Leben auf Burg Ludwigstein nutzt. Enthalten sind auch Angaben zum Wetter und zu den Krankheiten der Familienmitglieder bzw. deren Behandlung. Immerhin gehörte Ludwigstein-Wendershausen im Jahre 1585 zu den zehn größten Domänen der Landgrafschaft. Ihrer frühneuzeitlichen Entwicklung zwischen landesherrlicher Eigenwirtschaft mit Diensten und einem Pachtbetrieb mit Pächtern (auch Pächterwitwen) und Pachtzinsen geht Jochen EBERT für die Jahre von 1574 bis 1866 nach. Karl KOLLMANN stellt seinerseits die sporadischen Kontakte (u. a. durch Eheschließungen) vor, welche seitens der Amtsstadt Eschwege (18 Kilometer vom Ludwigstein entfernt) zur Burg bestanden. Hessen gehörte zu den zentralen Territorien der Reformation, Hessen-Kassel wandte sich schließlich unter Landgraf Moritz dem Calvinismus zu. Dieter WUNDER kann am Beispiel von fünf Adelsfamilien des Werraraumes jedoch zeigen, dass der sich 1607 weiterhin zum Luthertum bekennende ländliche Adel mit hoher Besitzkontinuität durchaus seine Eigenständigkeit pflegte und grenz- und konfessionsübergreifende Verbindungen zum »Ausland« (z. B. zum Hanstein im Erzbistum Mainz) für sich nutzte. Auf Reformation und Konfessionalisierung im Werra-Weser-Gebiet geht anschließend in »drei Miniaturen« explizit Alexander JENDORFF ein. Die Niederadeligen konnten ihre Stellung als lokale Kirchenherren demnach auch unter gewandelten kirchlichen Bedingungen ausbauen und trugen als Patronatsherren entscheidend zur Verbreitung der reformatorischen Lehre bei. Seit 1627 gehörte das Amt Ludwigstein-Witzenhausen zur Rotenburger Quart; die Kasseler Landgrafen behielten allerdings die Oberhoheit. Karl MURK analysiert anhand zweier Landesvisitationen (1667 und 1746) die Herrschaftsvermittlung im Amt Ludwigstein sowie den Nachbarregionen. Einerseits dienten die Untersuchungen vor Ort landesherrlicher Kontrolle und Informationsgewinnung, andererseits förderten sie, wie Murk zusammenfasst, die Akzeptanz der fürstlichen Herrschaft, da die Untertanen zu diesen Terminen unmittelbar Beschwerde führen konnten.

Den Einstieg in die Geschichte der Jugendburg Ludwigstein bietet Eckart CONZE mit einem hilfreichen Überblick über Forschungsstand, Forschungslücken und Desiderata, der auf dem Eröffnungsvortrag der Tagung von 2014 basiert. Dass schon vor der nationalsozialistischen Machtübernahme Antisemitismus und brutalste Gewalt zur Geschichte der Region gehörten, zeigt Werner TROSSBACH am Überfall eines jüdischen Jugendlagers bei Wendershausen im August 1931 durch Schüler der Deutschen Kolonialschule in Witzhausen. Verschiedene weitere Beiträge zeugen von der ambivalenten Haltung der Jugendbewegung gegenüber dem Nationalsozialismus. Claudia SELHEIM portraitiert den Wandervogel, Volkskundler und Siedlungsplaner Erich Kulke, der sich in die Dienste des NS-Regimes stellte und nach 1945 Vorsitzender der Vereinigung Jugendburg Ludwigstein wurde, um dort mit anderen die braune Vergangenheit zu verdrängen. Aber es gab auch beschämte Wandervögel. Jürgen REULECKE zeichnet die Diskussionen des »Freideutschen Kreises« in den Jahren 1947 und 1948 nach. Diese Angehörigen einer mittleren Generation trafen sich nach dem Krieg zuerst in Altenberg bei Wetzlar, dann immer wieder auf dem Ludwigstein, um u. a. auch ihre Duldung des Nationalsozialismus zu reflektieren. Lukas MÖLLER stellt das Wirken des Kasseler Theologen und Pädagogen Hermann Schafft besonders heraus, der nationalistische und völkische Treffen auf der Burg während der 1950er verurteilte. Er warb jedoch auch um Toleranz gegenüber den nationalsozialistisch Belasteten. Immerhin fand im Klima des Kalten Krieges 1951 ein internationaler Kongress von Pazifisten auf dem Ludwigstein statt, den Wolfgang HERTLE vorstellt. Auch die Verbände der Vertriebenenjugend nutzten die Burg Ludwigstein als Versammlungsort und gründeten hier die »Deutsche Jugend des Ostens«, so Ullrich KOCKEL.

Nach Lektüre aller Beiträge ist Eckart CONZE zuzustimmen, dass die hier versuchte »Burggeschichte in der Erweiterung« ein lohnenswerter Ansatz ist, um einen Erinnerungs-ort als Spiegel von Gesellschaftsgeschichte zu begreifen. Der vorliegende Band bietet in der Tat sehr viel mehr als Lokalgeschichte; er gibt inhaltlich und methodisch wichtige Anstöße für andere Burggeschichten, trägt aber ebenso zur Erforschung der erst partiell aufgearbeiteten Geschichte der Jugendbewegung bei, für welche der Ludwigstein mit seinem Archiv herausragende Bedeutung besitzt.

Den Beiträgen zum Thema folgen weitere Studien zur Geschichte der Jugendbewegung und Rezensionen.

Kassel

Christina Vanja

Herbert FRITSCHKE und Karl KOLLMANN (Bearb.): Eschwege Lexikon – Das Nachschlagewerk für die Eschweger Region, Eschwege: Historische Gesellschaft des Werralandes, 2. Aufl. 2015, 848 S., ISBN 978-3-00-049311-9, EUR 39,00

Mit den Autoren haben sich die derzeit wohl besten Kenner der Geschichte von Eschwege und dem umliegenden Werraland zusammengefunden, um in einer zeitgemäßen Art eine Geschichte der Werrastadt und ihres Umlandes zu verfassen. Sicher wurden über Jahre sorgfältig geführte Zettelkästen der Arbeit zugrunde gelegt. Anders als es meist geschieht, wird die Geschichte als ein Nachschlagewerk aufbereitet. »Eschwege Lexikon« gibt als treffend gewählter Titel den Inhalt des Buches wieder. Angesichts der in herkömmlichen Werken gut dokumentierten Stadtgeschichte bis etwa 1830 legt das Lexikon in beeindruckendem

Umfang seinen Schwerpunkt auf die Zeit danach, ohne indes in geeigneten Bezügen auch die davorliegende Zeit zu behandeln. Obwohl derartige Überblicke heute sehr oft als Datensammlungen mit ungewisser Zugriffsdauer ins Internet gestellt werden, haben sich die Autoren für eine Papierversion entschieden. Die schon verkaufte erste Auflage, die binnen kurzem einen Nachdruck erforderlich machte, bestätigt die Richtigkeit der Entscheidung. Als Schlusspunkt der zweiten Auflage lässt sich der Zeitraum Mai / Juni 2015 angeben, denn die Ehrenbürger-Verleihung an Herbert Fritsche (S. 149) ist erwähnt, während die Wiederwahl des Bürgermeisters Heppel (S. 287), die er am 7. Juni 2015 mit 62,8 Prozent erreichte, noch nicht berücksichtigt wurde.

Die Auswahl der Artikel ist überzeugend und behandelt die wesentlichen Themen, die einen Eindruck vom Leben in einer Kleinstadt geben. Die zahlreichen Verweise auf Organisationen, die in der Zeit zwischen 1933 und 1945 Bedeutung hatten, erleichtern das Verständnis ohne große Nachschlagbemühungen in der Fachliteratur. Die Autoren verzichten bei ihren Artikel auf Quellennachweise. Für die Lesbarkeit ist dies vertretbar, für eine weiterführende Information ist es indes ein kleiner Nachteil. Zu wünschen wäre es wenigstens, wenn die Autoren in einem Handexemplar im Stadtarchiv die Quellennachweise dokumentieren könnten.

Bei der Qualität des Lexikons wirkt eine Erwähnung der Fehlstellen als beckmesserisch, jedoch mögen die Autoren sie als den Wunsch werten, die dritte Auflage noch besser zu machen. Wenn auch Landtags- und Bundestagswahlen das Gebiet einer Stadt nur teilweise betreffen, viele andere Gemeinden liegen in den Wahlbezirken, so ist es erfreulich, dass die Ergebnisse, wenigstens der Landtagswahlen (S. 435), erwähnt werden. Informativ wäre auch gewesen, die jeweils gewählten Abgeordneten zu nennen. Der Verweis bei dem Mitglied des Deutschen Bundestages Egon Höhmann (S. 308) auf seinen Vorgänger Rudolf Freidhof (1888–1983), der von 1949 bis 1957 den Wahlkreis, zu dem Eschwege gehört, in Bonn vertrat, führt leider nicht zu einem Artikel über Freidhof. Alexander Roßbach (II) (S. 609) hat am 18.7.1935 in Jena über »Die Preßverjährung« und damit ebenso wie sein Vater promoviert. Das »Bad Eschwege« (S. 47) hätte sich später noch bei der Versalzung der Werra durch die Abwässer der Kaliproduktion ergeben können, über die man leider nur ein wenig unter dem Stichwort »Werrafische« (S. 802), nichts jedoch in einem eigenem Stichwort findet. Sicherlich ist die Zuweisung Peter Wiechmanns zu den Pfadfindern nicht ehrenrührig, sie ist jedoch falsch. Er war ein begeistertes und überzeugtes Mitglied der Deutschen Wanderjugend unter Ernst Pfeiffer (S. 812, 558). So berechtigt es war, Pfeiffer einen eigenen Artikel zu widmen, so bedauerlich ist es, dass Jochen Franke (1928–2002) kein Artikel gewidmet wurde. Er hat in glaubwürdiger Weise einer großen Anzahl von Jungen Kontakte zur weltweiten Pfadfinderbewegung eröffnet, obwohl er selber der HJ entstammte. Er gehörte zu den Jahrgängen, die noch Kriegsdienst (»Flakhelfergeneration«) leisten mussten, aber danach mit großem Einsatz durch ihr Vorbild die Demokratie in der Bundesrepublik Deutschland festigten. Rücksichts- und verständnisvoll gehen die Autoren mit der zeitbedingten Vergangenheit einiger älterer Mitbürger um. Bei einem Parteiredner, der eifrig im Eschweger Umland für die NSDAP warb, nur zu erwähnen, er sei »wegen seiner NS-Vergangenheit im Lager Darmstadt« interniert worden, ist wenig. Warum sind nicht die Funktionen genannt, die ihn nach Darmstadt brachten? Der Rezensent, der seine Jugend in Eschwege verlebte, findet in den Artikeln, z. B. »Dr. Sauer« (S. 626), zutreffende Schilderungen von Personen, die

ihm persönlich bekannt waren, und kann sie nur als gelungen bezeichnen. Die Werbeverse eines ortsansässigen Kaufmannes (S. 452) führten dazu, dass auch Heranwachsende sich den Spaß machten, Verse des veröffentlichten Typs anonym in den Briefkasten der Firma zu werfen und abzuwarten, wann sie in der Tageszeitung veröffentlicht wurden. Der Rezensent bestätigt gern, dass viele seiner Verse veröffentlicht wurden. Zu den Juden in Eschwege sind viele Artikel veröffentlicht, eine eigene Würdigung hätte indes das »(Eschweger) Memorbuch« verdient, ein Beispiel eines Buchtyps, der nur für wenige Judenschaften überliefert ist. Das Ehepaar Krauss (S. 410) hatte neben den beiden Söhnen auch die Tochter Melitta.

Zusammenfassend kann den Autoren bestätigt werden, dass sie ihre Arbeit hervorragend gelöst haben. Das Werk kann als ein Muster für eine zeitgemäße Präsentation der Geschichte einer Stadt dienen und sollte viele Nachahmer finden.

Neu-Ulm

Ulrich-Dieter Oppitz

Thomas SCHATTFNER: Homberg/Esche im Ersten Weltkrieg. Sozialgeschichtliche Betrachtungen im Kreis Homberg 1914 und in den folgenden Jahren, North Charleston: CreateSpace Independent Publishing Platform 2014, 164 S., Ill., ISBN 978-1-50333-272-0, EUR 8,03

Hundert Jahre nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs wirft Thomas SCHATTFNER einen Blick zurück auf die umstürzenden Ereignisse von August 1914 bis Anfang 1919. Dabei verfolgt er das Ziel, die Leserinnen und Leser mitzunehmen in den Alltag einer Gesellschaft im Krieg. Wenngleich die Schlachten von Anfang an stets in großer Entfernung stattfanden, unterlag das soziale Leben in der Stadt und im Kreis Homberg (der später im Schwalm-Eder-Kreis aufgegangen ist) einem tiefgreifenden Wandel, als auch diese Region Preußens Teil der Heimatfront wurde. Mit ganz greifbaren Auswirkungen auf das Leben jeder und jedes Einzelnen, wie SCHATTFNER im Detail und konkret nachvollziehbar zeigen kann. Nach und nach wirkte sich der Krieg in Homberg und seinem Umland auf vielgestaltige Weise in nahezu allen Bereichen des Lebens aus und erfasste schließlich gleichsam jeden Winkel des privaten wie öffentlichen Lebens.

Der Verfasser verdeutlicht dies in erster Linie anhand von Ausschnitten aus der damaligen Tagespresse, insbesondere dem Homberger Kreisblatt, an einigen Stellen ergänzt durch den Fritzlarer Kreis-Anzeiger. Wurde die Presse doch von Aufrufen und von – unverlangt eingesandten – hausgemachten (Kriegs-)Gedichten der Zeitung lesenden Bildungsbürger überschwemmt. Zudem vermittelte sie die neuen Verhaltensmaßregeln und diente in einem sich ständig steigernden Ausmaß der Mobilisierung der Bevölkerung. Neben solchen Mitteilungen im Zeichen des Nationalismus und offiziellen Verlautbarungen stehen Anzeigen und familiäre Nachrichten im Mittelpunkt.

Mit dem Schwerpunkt Sozialgeschichte gibt der Verfasser somit einen fundierten, quellennahen Eindruck von dem für die Zeitgenossen schier ungeheuren Geschehen. Die einzelnen kurzen Kapitel folgen der Chronologie. Hier lassen sich einige herausgreifen, die weniger bekannte Aspekte aufgreifen. Im Gebäude des Königlich-Preussischen Lehrerseminars (wo sich heute das nach Bundespräsident Theodor Heuß benannte Gymnasium befindet) richtete man im Herbst 1914 ein Lazarett ein, und der Vaterländische Frauenverein übernahm die Betreuung der Verletzten. Schon 1915 bestimmte der Umgang mit der Mangelwirtschaft

das Dasein und es kam darauf an, die niedergedrückte Stimmung mit den vaterländischen Geist stärkenden Konzerten, öffentlichen Feiernveranstaltungen, Appellen an die Opferbereitschaft und Anhaltspunkten für eine frische Siegeszuversicht zu heben. Der allgemeinen Entwicklung hat der Verfasser kurze Porträts von damals Verantwortlichen beiseite gestellt: der Landräte Reinhard von Gehren (1865–1930) und Carl Freiherr von Funck (1881–1963). Über Letzteren, den Sohn eines preußischen Generalleutnants, sollte sich freilich noch mehr zusammentragen lassen – als stockkonservativer Verwaltungschef überdauerte er an der Spitze des Landratsamts vom Ende des Wilhelminischen Reichs bis zum Zusammenbruch des Hitler-Regimes, dem er als Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei den Weg ebnete; dankbar und mit Überschwang pries 1943 die NS-Presse sein »Lebenswerk treuer Pflichterfüllung und aufopfernder Hingabe« (S. 126). Zudem erinnert SCHATTNER an Max Hoffmann (1869–1927), der als Sohn eines Richters seine ersten Lebensjahre in Homberg verbrachte. 1914 stieg er zum wichtigsten Ideengeber des Duos Hindenburg-Ludendorff auf, 1917/18 hatte er als Generalstabschef des Oberkommandos Ost maßgeblichen Einfluss auf die Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen mit dem bolschewistischen Russland, und nach dem Scheitern deutscher Weltmachtambitionen sollte er 1918/19 für die Rückführung des deutschen Ostheers sorgen. Über seine Ehefrau jüdischer Herkunft, die Malerin Corinna-Irena Hoffmann geb. Stern (†1944) und das Schicksal ihrer Tochter Ilse, die Hoffmann adoptiert hatte, ist hier leider kaum etwas zu erfahren. Eine biografische Skizze des Sozialisten Fritz Kramer (1886–1940), eines Mitbegründers der SPD in Homberg und Opfers der NS-Diktatur, rundet diesen Abschnitt zur Stadtgeschichte ab.

Darüber hinaus kann sich der Leser anhand der zahlreichen Abbildungen, Zeitungsausschnitte, patriotischen Bildpostkarten und Fotos ein Bild über den Ersten Weltkrieg machen. Ergänzend wird im Anhang über das Dorf Uttershausen aus der lokalen Schulchronik berichtet.

Abermals wird in diesem Band das Potenzial deutlich, das einer sich fern der Front abspielenden und bis heute kaum aufgearbeiteten Stadt- und Heimatgeschichte innewohnt. Dieses hätte zum hundertsten Jahrestag des Kriegsausbruchs von 1914 nicht nur in Homberg, sondern auch andernorts mit Gewinn genutzt werden können.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Thomas SCHATTNER: »Die Amerikaner kommen.« Das Ende des Zweiten Weltkriegs im nördlichen Schwalm-Eder-Kreis. Die Jahre 1944 bis 1949 unter besonderer Berücksichtigung amerikanischer Quellen, Leipzig: Amazon Distribution 2015, 323 S., Ill., ISBN 978-15119-7257-4, EUR 12,84

Auf den ersten Blick befasst sich das neueste Buch von Thomas SCHATTNER mit dem Regimewechsel von 1945 in Homberg und Umgebung nach zwölf unsäglichen Jahren. Doch tatsächlich geht es nicht nur darum, wie sich das Ende des Zweiten Weltkriegs im Lokalen auswirkte. Der Band »Die Amerikaner kommen« bietet weit mehr: Rückblicke auf den nationalsozialistischen Militarismus Mitte der 1930er-Jahre, auf die britische, an die deutsche Bevölkerung gerichtete Kriegspropaganda mithilfe von Flugblättern, Eindrücke von der Endzeit des Dritten Reichs und von den Nöten nach dem totalen Zusammenbruch des Hitler'schen Weltherrschaftsanspruchs. Auch die Folgen geraten ins Blickfeld: Das Schick-

sal einzelner jüdischer Deutscher und nach Deutschland Verschleppter, die Lage der in großer Zahl eintreffenden Evakuierten und Flüchtlinge sowie der aus der Sowjetunion entlassenen deutschen Kriegsgefangenen.

Der Zweite Weltkrieg ging im nördlichen Hessen in den letzten Tagen des März 1945 zu Ende. Für ungezählte Zeitgenossen trat ein, was nicht für möglich gehalten wurde, gehörte die Region doch zu den frühen Hochburgen der Nationalsozialisten. Für andere kam es zu einem lang ersehnten Umbruch. Die Gesellschaft fand sich in einem Übergangsstadium wieder, und dieser Wandel konnte sich auf unterschiedliche Weise abspielen. Noch im März 1945 wurde in einigen Städten und Dörfern zwischen Homberg, Wabern, Fritzlar und Malsfeld gekämpft, waren Tote und Verletzte zu beklagen.

SCHATTNER zieht Textdokumente und Fotos der Zeit heran, darunter die bisher in der Forschung noch nicht genutzten Aufzeichnungen der an der Befreiung Hessens vom Nationalsozialismus beteiligten US-amerikanischen Einheiten beziehungsweise die Erinnerungen von Kriegsveteranen. Die damalige Kreisstadt Homberg steht im Mittelpunkt, in den Blick geraten aber auch einzelne Vorgänge in Wabern, Niedermöllrich, Fritzlar, Gudensberg, Werkel und Besse.

Viel Raum nehmen die Tagebuchaufzeichnungen von Heinrich Ruppel (1886–1974) ein, in denen der Lehrer der Landestaubstummenanstalt und Heimatdichter das »Kriegsende 1945 in Homberg« kommentiert. Diese bedürfen freilich selbst eines informierten kritischen Kommentars, der den zeithistorischen Hintergrund – und Ruppels schwankende, zwiespältige Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus – einbezieht. Die einfache Wiedergabe des Tagebuchs führt dazu, dass – wie SCHATTNER in seiner Einleitung einräumt (S. 144–146) – Ruppel die Deutschen stets als Opfer begreift, obwohl sie bloß von den Folgen des von ihnen herbeigeführten Kriegs geplagt wurden. In einer den Tagebuchseiten angehängten Rechtfertigungsschrift aus dem Jahr 1946 darf sich Ruppel überdies unwidersprochen zum Widerstandskämpfer stilisieren (S. 221–223; die von Ruppel angeführten Anlagen fehlen hier).

Der Rettung von jüdischen Zwangsarbeiterinnen aus Ungarn, die nach Deutschland deportiert worden waren, durch den Bauern Otto in Wabern gilt ein eigener Beitrag ebenso wie dem Schicksal von Ludwig Goldschmidt (1921–1996). Dieser kehrte »auf einem der ersten Panzer der Amerikaner« (S. 242) als Louis H. Goldsmith nach Homberg zurück. Sein Vater war der Arzt und Weltkriegsveteran Heinemann Goldschmidt (1879–1982). SCHATTNER erinnert an die Geschichte der Familie des beliebten, sozial eingestellten Doktors, der sich 1919 in Homberg niederließ, dort 1927 in sein eigenes neugebautes Haus einzog, Stadtverordneter wurde und dabei aktives Mitglied der Synagogengemeinde Homberg blieb – bis er von seinen Landsleuten gezwungen wurde, sein Haus zu verkaufen und 1938 auch seine Heimat zu verlassen; seine Kinder Ludwig und Ruth hatte er schon zuvor in die USA vorausgeschickt.

In einer biografischen Skizze würdigt SCHATTNER zudem den Admiral Theodor Buchardi (1892–1983), der in Homberg zur Welt gekommen war. Am Ende des Zweiten Weltkriegs erwarb er sich Verdienste, indem er die Evakuierung ungezählter Flüchtlinge über die Ostsee organisierte. Max Lindner (1878–1955), dem Leiter des Landeserziehungsheims Karlshof in Wabern zwischen 1943 und 1949, widmet Schattner ein weiteres Porträt. Lindner war 1938 als »Anstaltsleiter im Rengshäuser Beiderhaus« (S. 254) in den Ruhestand versetzt

worden; gegen Kriegsende wurde er aufgrund der Personalknappheit wieder in den Dienst zurückgerufen. Höchst außergewöhnlich ist der Bericht des »staatenlosen« Frankfurters Valentin Senger (1918–1997), der bei Züschen – als »Arier« getarnt – untergetaucht war, um die letzten Wochen des Dritten Reichs bis zur Ankunft der Amerikaner zu überstehen.

Bereichert werden die Beiträge durch Abbildungen von Originaldokumenten und Fotografien, die Beteiligte an dem damaligen Geschehen beisteuerten; weitere konnte der Verfasser über Internetrecherchen ermitteln.

Schattner spricht sich mit Nachdruck dafür aus, die Jahre von 1943 bis 1948 sozialgeschichtlich als Einheit zu betrachten: Sie beginne mit den ersten Zweifeln an den Versprechungen des NS-Regimes infolge der Niederlage von Stalingrad und enden mit der Währungsreform im Juni 1948. Der unter dieser Maßgabe zusammengestellte Band ersetzt zwar keine eingehende und erschöpfende Darstellung über das Kriegsende im nördlichen Schwalm-Eder-Kreis, vermag aber mehrere Themen aufzugreifen, die dafür von zentraler Bedeutung sind.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Irene EWINKEL (Hg.): Das andere Leben. Rückblick auf Marburger Künstlerinnen (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur 105), Marburg: Rathaus-Verlag 2015, 365 S., zahlr. Farbabb., ISBN 978-3-942487-06-1, EUR 16,80

Das »breite Spektrum der bekannten und der in Vergessenheit geratenen Künstlerinnen, die im Marburg des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts gelebt und gewirkt haben [...] in das Bewusstsein der Marburger Öffentlichkeit zu führen«, ist das Anliegen der von der Gleichstellungskommission initiierten Publikation. Mit Irene EWINKEL konnte eine ausgewiesene Kennerin gendersensibler Kulturgeschichtsforschung für das Projekt gewonnen werden. Das Ergebnis ist zugleich ein Beitrag zur Regionalgeschichtsforschung, wie eine Anregung zu vergleichbaren Unternehmungen andernorts.

Der Buchtitel ist in mannigfaltiger Hinsicht Programm: »Das andere Leben« fokussiert das schwierige (bild)künstlerische Arbeiten in der Kleinstadt und gibt beredtes Zeugnis von Werken, die zwar (größtenteils) abseits der Überlieferung institutionalisierter Öffentlichkeit gleichwohl Teil unserer Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts sind. »Das andere Leben« präsentiert zudem überwiegend gegenständliche Kunst des 20. Jahrhunderts, der im offiziellen Kunstdiskurs der BRD lediglich ein Nischendasein zugebilligt wurde. Es sind Arbeiten der sogenannten »verschollenen Generation«, einer Generation, die erstmals akademisch ausgebildete Künstlerinnen kannte, deren Biografien allerdings durch NS-Zeit und Zweiten Weltkrieg mannigfaltige Brüche erfahren haben. Vor allem aber beschreibt »Das andere Leben« Arbeit und Lebensbedingungen vorwiegend bürgerlicher Frauen, für die eine Existenz im Privaten als Hausfrau und Mutter vorgesehen war. Ihr »anderes Leben« als Künstlerin – mit oder ohne Familie – war existenzielle Notwendigkeit und/oder innere Passion, war Ringen um Ausbildungschancen, Berufsmöglichkeiten und Teilhabe am Kulturleben und war in vielen Fällen auch engagierte Netzwerkarbeit.

Ein Essay zur Künstlerinnenforschung informiert ausführlich und anschaulich über wissenschaftliche Leitfragen sowie Wege und Quellen der Forschung, dabei auf die regionale Situation Bezug nehmend. Das Projekt versteht sich als Versuch, »das vorhandene

Wissen über die Künstlerinnen [Marburgs] zu sichern«, bevor es verloren geht. Über Aufrufe in der örtlichen Presse wurde die Bürgerschaft um Informationen gebeten (und wurde für das Thema sensibilisiert). Das Buch enthält fünfunddreißig Porträts von zwischen 1800 und 1940 geborenen Malerinnen, Grafikerinnen, Bildhauerinnen, Fotografinnen – eine Auswahl, denn zu einer Reihe weiterer namhaft gemachter Künstlerinnen konnten trotz dreijähriger Forschungsarbeit (noch) nicht ausreichend Informationen zusammengetragen werden. Neben der Herausgeberin haben sich dreizehn weitere AutorInnen beteiligt, um eine Frau vorzustellen, der sie sich beruflich oder privat verbunden fühl(t)en.

Kenntnisreich werden in zwei einleitenden Überblicken die Rahmenbedingungen in der Universitätsstadt – 1860–1945 und im zweiten Teil nach 1945 – wie auch die jeweiligen Handlungsspielräume von Frauen skizziert. Allgemeine Befunde der Künstlerinnenforschung lassen sich in einer Reihe der hier vorgestellten Kurzbiografien wiederfinden, wie die Unterstützung durch ein künstlerisch affines Elternhaus, die Unterbrechung/ Einschränkung künstlerischer Arbeit während der Familienphase, Versuche der Existenzsicherung durch Porträtaufträge, durch Arbeit in den angewandten Künsten (Buchillustration, Werbegrafik, Töpferei etc.) oder durch die Arbeit als Zeichenlehrerin. Ebenso zeigen sich Lücken der regionalen Überlieferung, die diskriminierenden Geschlechterbildern geschuldet sind, Ausstellungsmöglichkeiten, Presseerwähnungen, öffentliche Ankäufe betreffend. Zugleich werden Orte sichtbar gemacht, welche die Kunstproduktion von Frauen förderten, etwa das Mädchenlyzeum, das Institut für Grafik und Malerei der Universität, Künstlervereinigungen und Kunstverein, Wohnsituationen, Frauennetzwerke.

Die Biografien werden ergänzt durch Farbaufnahmen exemplarischer, meist mühsam aus Privatbesitz zusammengetragener Werke. Es entsteht eine imaginäre Ausstellung, welche die Professionalität und die thematische wie ästhetische Bandbreite der künstlerischen Produktion von Frauen in Marburg zeigt. Im eher textorientierten Format der Stadtschriften erschienen, lädt diese Publikation mit ausgezeichneter Abbildungsqualität und ›argumentierendem‹ Layout zum Entdecken von Kunst und Künstlerinnen ein.

Kassel

Ulla Merle

Territorien, Herrschaft

Winfried SPEITKAMP (Hg.): *Handbuch der hessischen Geschichte. Bd. 3: Ritter, Grafen und Fürsten – weltliche Herrschaften im hessischen Raum ca. 900–1806* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 63/3), Marburg: Historische Kommission für Hessen 2014, XVIII, 530 S., 15 Karten, ISBN 978-3-942225-17-5, EUR 36,00

Der erste Eindruck überrascht. Da steht als Untertitel »Ritter, Grafen und Fürsten«. Ein merkwürdiger Titel, geht er doch von »unten nach oben«. Bei der Lektüre aber wird dieser Kunstgriff verständlich. Bis 1397 waren die Falkensteiner noch keine Grafen, bis 1429 die Hanauer, bis 1442 die Isenburger, bis 1462 die Westerburg-Runkel usw. Gefürstet wurden die Häuser erst viel später. Waldeck 1717, Isenburg-Birstein 1744 usw. Damit erklärt sich der erste Teil. Der zweite Teil, weltliche Herrschaften, bedeutet, dass die geistlichen Herrschaften nicht betrachtet werden sollen, oder nur in dem Umfang, wie es für die weltlichen

Herrschaften von Belang ist. Das geschieht auch, damit der Leser schon erfährt, dass aus den verschiedenen Häusern auch geistliche Fürsten hervorgegangen sind. Dies ist umso bedeutender, da Hessen als ein Kernland der Reformation bald auf diesen Karriereweg für seinen Adel verzichten musste. Umgekehrt kann man aber auf einen weiteren Band hoffen, der die geistlichen Territorien umfasst.

Auch werden die Landgrafschaft Hessen, bzw. Hessen-Kassel, Hessen Darmstadt, Hessen-Homburg usw. in diesem Band nicht betrachtet. Auch hier kann man auf einen weiteren Band hoffen.

Der dritte Teil des Untertitels ist aber noch eindrucksvoller »ca. 900–1806«, im Falle von Waldeck muss man sogar noch weiter in des 19. Jahrhundert gehen. Eine gewaltige Zeitspanne, die große Geschicklichkeit erfordert und die Kunst der Konzentrierung des Stoffes. Dies ist soweit gelungen, wenn auch auf Kosten der »Erzählkunst« und der Möglichkeit, dass nun viele Leser die Stimme erheben werden um darauf hinzuweisen, was alles fehlt. Das aber sind die Risiken der Herausgeber und der Autoren, die solche möglichen Angriffe sicherlich gut aushalten werden. Besonders wenn man sich die Geschichte des Handbuchs vor Augen hält.

Wie der Herausgeber in seiner Einführung darlegt, geht die Planung auf die 1980er-Jahre zurück, war aber dann ins Stocken geraten und seit 2010 erscheint das Handbuch der hessischen Geschichte in neuer Gestalt. Anstelle eines Werkes, das versucht, alle Themenbereiche einer Epoche übergreifend abzudecken, trat das Konzept einer Handbuchreihe, in dem die einzelnen Bände unter einem stärker eingegrenzten Thema einschlägige Beiträge versammeln (S. XI). Dementsprechend sind schon Band 1 *Bevölkerung, Wirtschaft und Staat in Hessen 1806–1945* und Band 2 *Bildung, Kunst und Kultur in Hessen 1806–1945* durch den gleichen Herausgeber erschienen.

Klaus EILER nimmt sich die nassauischen Grafschaften vor (S. 1–101). Der Umfang ist angemessen und ruft den alten Satz in Erinnerung: Die Nassauer sind in ihrer Zersplitterung nicht darstellbar. Dabei fällt auch ein neues, mir bisher noch nicht bekanntes Licht auf König Adolf (S. 21), die Verwicklungen in den Sternkrieg (S. 35), den Katzenelnbogener Erbfall, bei dem wohl keiner reich geworden ist (S. 73) und dass Teilungen, gerade beim Aussterben von Linien, zum Erhalt von Häusern führen können. Auch die Grafschaft Diez und die Herrschaften an der Lahn, Runkel, Schadeck, Wied-Runkel, Leinigen-Westerburg und die Herrschaft Merenberg werden von Klaus Eiler dargestellt (S. 91–124). Bei Diez, das ja für Hessen heraldisch und für die Söhne aus der Nebenehe Philipps eine große Rolle spielt, wird deutlich, dass Anspruch und Wirklichkeit nicht immer übereinstimmen. Auch das Verhältnis Runkel und Schadeck, das ja seine familiären Spannungen schon durch die Architektur und den Namen zum Ausdruck bringt, wird mit großer Sachlichkeit dargestellt.

Für die hessische Geschichte von großer Bedeutung ist die Grafschaft Katzenelnbogen. Diese wird durch Georg SCHMIDT und Anke STÖSSER (S. 127–150) dargestellt. Auch hier mussten einige ältere Ansichten der reichen und mächtigen Grafen revidiert werden, alleine schon wenn man sich die weitaus mächtigere Nachbarschaft betrachtet. Dies liegt eigentlich auf der Hand, muss aber auch einmal gesagt werden. Auf S. 132 fällt ein Kernsatz der Geschichte: »Wie bei vielen hochadeligen Familien führte auch bei den Katzenelnbogenern der wohl bewusst unternommene Versuch, mit möglichst wenigen Erben den Bestand des Hauses zu sichern, ins Desaster.«

Anke STÖSSER breitet dann vor dem Leser die Herrschaften zwischen Rhein und Odenwald aus, wobei sie auch die Kurpfalz mit einbezieht. Für einen »kurhessischen Leser« sind aber vor allem die Herrschaften Fränkisch-Crumbach, Breuberg, Frankenstein, Ernsthofen und Hirschhorn interessant. Diese werden mit nur knapp 15 Seiten vielleicht etwas kurz abgehandelt, wobei aber durch die Autorin auf Details für repräsentative Kennzeichnungen niederadliger Herrschaft im öffentlichen Raum hingewiesen wird (S. 164 f). Dazu gehören Wappen, aber auch, und darauf wurde fast von allen Autoren hingewiesen, die bewusste Inszenierung der Grablege.

Mehr Raum (S. 171–190) nimmt die durch Jürgen Rainer WOLF beschriebene Grafschaft Erbach ein und noch etwas umfangreicher die Grafschaft Hanau (S. 196–232) der sich Uta LÖWENSTEIN angenommen hat. Es folgt Klaus Peter DECKERS Beitrag (S. 233–272) über die Grafschaft Isenburg-Büdingen, wobei sowohl bei Hanau als auch bei Isenburg-Büdingen die religiösen Probleme sehr anschaulich dargestellt werden. Von Büdingen geht dann Klaus Peter DECKER in die Wetterau. Hier werden die verschiedenen Herrschaften auf rund 50 Seiten dargestellt. Nur einige Details mögen die Zerrissenheit dieser kleineren Herrschaften und ihr ständiges Lavieren, um der »Vereinnahmung« durch größere zu entgehen, darstellen. So etwa Eberhard IV. von Königstein, der über 40 Jahre regierte (S. 320) und der sich mit Rücksicht auf Kaiser und benachbarte Kurfürsten der Reformation nur vorsichtig öffnete. So etwa in Oberursel, wo bedeutende Schulen entstanden, aber eben nicht in Königstein und Butzbach. Bis zu seinem Tode 1535 blieb er altgläubig und verzichtete auch bei seinem Grabmal auf alle Attribute, die ihm als »Stellungnahme« ausgelegt werden könnten. Auch der nächste Autor, Georg SCHMIDT, bleibt in der Wetterau und nimmt sich (S. 326–343) dem Grafenverein an und dann folgt die Darstellung der Reichsritterschaften. Beide Beiträge befassen sich mit Organisationen sind daher im Aufbau unterschiedlich. Eine lange Auflistung der reichsritterschaftlichen Familien (S. 355–358) und deren Bepfründungen (S. 363–365) zeigt die Zuordnung nach Kanton auch die Verquickung der Reichsritterschaft mit den geistlichen Territorien. Neben den Dauerthema der fehlenden finanziellen Beiträge, dem schwierigen Durchsetzen der Reichsritterschaft gegenüber den eigenen Untertanen, aber auch gegen die mächtigen Nachbarn, bleibt auch das religiöse Verhalten der Reichsritterschaft gegenüber der geistlichen Fürsten ambivalent (S. 374 f).

Weitere interessante Herrschaften und Grafschaften sind die von Jürgen Rainer WOLF skizzierten Linien der Grafschaft Solms (S. 375–401) und die von Ulrich REULING dargestellte Grafschaft Ziegenhain (S. 403–418). Während sich die Solmser durch Teilungen, durch Heiratspolitik und durch bekannte Politiker und Militärs auszeichneten, was auch zur Bildung von Schulen und bekannten Bauwerken führte, werden die Ziegenhainer gerne als der Keil zwischen den beiden Hessen betrachtet. Diese Lage führte zu einer Schaukelpolitik, führte auch zum Sternerkrieg und fand sein Ende mit dem Aussterben des Hauses im Jahre 1450. Die Bedeutung dieses Erbfolles der Grafschaften Ziegenhain-Nidda wird im hessischen Wappen deutlich und war neben der Grafschaft Katzenelnbogen einer der wichtigsten Schritte für die Landgrafschaft Hessen. Den Schluss bilden die Abhandlungen der Grafschaften bzw. Fürstentümer Waldeck und Wittgenstein. Hier stehen mit Gerhard MENK und Johannes BURKHARDT profunde Kenner der Materie zur Verfügung. Während sich bei der Darstellung der Waldecker Geschichte, die unbedingt über 1806, nämlich bis 1814/1816 dargestellt werden musste, die Teilungen und die Finanznot hervorheben, ist es

bei der Geschichte von Wittgenstein (auch hier gab es Parallelen zu Waldeck) die religiöse Frage, die der Autor dankenswerter Weise erwähnt, und für durch die Berleburger Bibel bis heute bekannt ist.

Was bleibt? Der Eindruck, man hat sich einen Überblick verschaffen können. Natürlich gibt es Details, die noch erwähnt werden könnten. Natürlich ist der Stoff manchmal etwas spröde. Nehmen wir als Beispiel die schon erwähnten Auflistungen: viele Personen, wenig Handlung. Aber Forschung kommt heute nicht mehr ohne Quantifizierungen aus. Historiker und Archivare sind keine Romanautoren, jeder fühlt sich dem Stoff verpflichtet und geht damit in seiner eigenen Art um. So kann man die Anzahl der Fußnoten bewerten, man kann den Anteil der mittelalterlichen gegen den der neueren Geschichte aufzeigen, man kann die Aktualität der Beiträge hinterfragen usw. Gehen wir einmal davon aus, dass all dies den Autoren und dem Herausgeber bewusst war und dass der vorliegende Band einen Kompromiss darstellt – dann möchte ich diesen als gelungen bezeichnen. Er macht satt, aber auch hungrig auf mehr. Er greift in gebührendem Umfang Themen auf wie Wirtschaft und Religion, aber auch Kunst und Kultur. Ich habe daher nur zwei Wünsche: Wenn Wappen beschrieben werden, dann wäre eine Abbildung sehr schön. Auch wäre wünschenswert, wenn die Karten bei einer Neuauflage des Bandes etwas kräftiger gedruckt werden könnten. Mein Dank gilt dem Herausgeber, den Autoren und der Kommission. Ein schönes, ein spannendes Buch hat mich über Tage begleitet, es findet in meiner Bibliothek seinen Platz neben Walter Heinemeyer und Karl Ernst Demandt.

Homberg (Efze)

Dirk Richhardt

Jan Martin LIES: Zwischen Krieg und Frieden. Die politische Beziehung Landgraf Philipps des Großmütigen von Hessen zum Haus Habsburg 1534–1541 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte 231), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013, 596 S. ISBN 978-3-525-10116-2, EUR 89,99

Im November 2015 eröffnete das Staatsarchiv Marburg die Ausstellung »Luther und Europa. Wege der Reformation und der fürstliche Reformator Philipp von Hessen«. Im Anschluss an diesen Festakt, sozusagen auf dem Nachhauseweg, kam es vor dem Staatsarchiv auf dem Friedrichsplatz zu einer interessanten Diskussion. Es ging nicht um Luther, sondern um den im Untertitel genannten Philipp und seine Rolle gegenüber dem Haus Habsburg, vor allem der Geheimvertrag von Regensburg stand im Mittelpunkt. Die diskutierende Gruppe waren alles bekannte Wissenschaftler, deren Meinung Gewicht hat. Man kam hier zu keinem Konsens, war aber bereit, wie 1529 im Marburger Religionsgespräch die Argumente der anderen im Herzen zu bewegen. Die Diskussion über die Bedeutung des Landgrafen hat eine lange Tradition. Hier seien nur zwei Veröffentlichungen als Beispiel genannt: 2004 erschien *500 Jahre Landgraf Philipp der Großmütige. Hessen im Zentrum der Reform* und 1904 *Philipp der Großmütige Beiträge zur Geschichte seines Lebens und seiner Zeit*, damals zwar in Marburg erschienen aber herausgegeben vom Historischen Verein für das Großherzogtum Hessen. Zu Philipp sind drei Tatsachen festzuhalten: über diesen Landgrafen ist schon eine Menge geschrieben worden, dieser Mann polarisiert und es gibt bisher keine wissenschaftliche Biographie. Die Gründe liegen nicht in der schlechten Aktenlage, auch nicht in der mangelnden

Literatur, sondern einfach darin, dass dieser Politiker einfach zu beweglich war. Das war er schon für seine Zeitgenossen, und das ist er auch heute noch für die Wissenschaft. Er hat etwas Quecksilberartiges, impulsives, dem Augenblick verhaftetes, aber er konnte auch in Zusammenhängen arbeiten und Perspektiven entwickeln. Das Geheimnis, die Chancen, aber auch die Schwierigkeiten was den Landgrafen betrifft, liegen vor allem in seiner langen Regierungszeit (1518–1567) und eben in der Zeit der Ritterkriege, der Bauernkriege, der Erbstreitigkeiten, der Reformation, der Doppelehe usw. In all diesen Diskussionen über die Person und die Zeit, die auch schon in Kaufungen, Rotenburg, Biedenkopf oder Schmalkalden stattgefunden haben, tauchte seit 2004 ein junger Wissenschaftler auf, der auffiel durch seine hohe Gestalt, aber vor allem durch seine ruhige Art mit profunder Kenntnis, mit der er die Diskussion versachlichtete. Seit 2004 lag die Hoffnung auf ihm und man kann sagen, er hat es sich, genauso wie der Gegenstand seiner Forschung, nicht leicht gemacht. Wieder liegt bei der Masse des Materials die Kunst im Verdichten. Zuerst die wissenschaftliche Pflicht, also Ziele, Ansatz, Aufbau, Forschungsstand und Quellenlage. Bei letzterem erfährt der Leser, dass zwar vieles, gerade in Marburg, vorhanden und gut aufgearbeitet ist, aber dass dies in Wien oder Brüssel eben nicht so ist und der Forscher mit manch kuriosen und auch beschädigten Akten konfrontiert wird.

Ein Fünftel der Arbeit (S. 35–113) umfasst die Darstellung der Zeit bis zum Krieg um Württemberg. Hier hätte der Autor sehr leicht abgleiten können, sind es doch Jahre voller Spannung und die Verlockung, hier breiter zu arbeiten und damit das Thema zu verfehlen, war sicherlich groß. Dies passiert aber nicht. LIES ist sehr diszipliniert und steigt schon bald in das eigentliche Thema ein. Wer nun eine Glorifizierung des hessischen Sieges, etwa wie in der Aula der alten Universität dargestellt, erwartet hätte, wird enttäuscht. LIES überlässt dies der älteren Forschung wie Christoph VON ROMMEL und bleibt vor, während und nach der Schlacht von Laufen ganz auf der politischen Bühne. Hier arbeitet LIES ganz neue und wichtige Aspekte um die Person Philipps, aber auch über das, was wir heute als »Politik des Machbaren« bezeichnen, heraus. Einen Krieg beginnen ist leicht, einen Krieg zu beenden ist sehr schwer. Philipp aber wollte den Frieden, wollte den Vertrag von Kaaden und nahm auch einen Bruch mit seinem Bündnispartner Ulrich von Württemberg in Kauf (S. 173). Bei allen Gerüchten um Rüstung und Krieg in den nächsten Jahren behielt Philipp Augenmaß, er brach nichts leichtfertig vom Zaun, sah die Notwendigkeit, dass Krieg nicht nur bezahlt, sondern vor allem gerechtfertigt sein musste. Er wurde mit dieser Haltung nicht nur zu einem ernstzunehmenden, sondern vor allem zu einem einschätzbaren Partner der Habsburger. Dies wird besonders in der Frage Münster deutlich. Zäh rangen beide Seiten um die religiöse Vorherrschaft in Norddeutschland. Wieder war der hessische Kopf, nicht der sächsische Kurfürst, der treibende Faktor. Dabei war sich Philipp auch der Schwierigkeiten bewusst. Das Schmalkaldische Bündnis war höchst fragil, es war entstanden nach dem Marburger Religionsgespräch, welches die Zerrissenheit des protestantischen Lagers offenbarte. Die Mittel des Bundes waren begrenzt und auch hier galt eben die Politik des Machbaren. Auf keinen Fall machbar und für den Kaiser hinnehmbar war ein Ausgreifen der Reformation auf die Herrschaften am Rhein. Hier wäre zum einen das Kurfürstenkolleg und zum anderen die sogenannte Spanische Straße dermaßen heftig tangiert worden, dass dies für Karl V. zum Kriege hätte führen müssen. Doch wir greifen voraus und bleiben lieber im gesteckten Zeitrahmen bis 1541. Der spannungsreichste Teil der Disser-

tation sind sicherlich die Verhandlungen auf dem Reichstag und der Abschluss des sogenannten »Geheimvertrages«. Nach den üblichen Querelen wie etwa um den literarischen Streit mit »Hans Worst«, der Frage nach der Sitzordnung und der üblichen Drohung, ein Bündnis mit Frankreich zu schließen, gingen Kaiser und Landgraf aufeinander zu (S. 526). Zwei Monate wurde verhandelt, die Zeit der Abreise nahte und der Druck im Verhandlungskessel nahm zu. Nun ging es sehr rasch. Philipp erkannte die schon oben dargestellte Situation von Geldern, erkannte auch die begrenzten Möglichkeiten der schmalkaldischen Politik, die er durch seine Doppelehe selber destabilisiert hatte und nahm nun das mit, was machbar war. Freie Hand gegen Heinrich von Braunschweig, Hilfe gegen Nassau im Katzenelnbogener Erbfall, Rechtfertigung der Universität Marburg, Schutz durch den Kaiser gegen Angriffe von Dritten und die Verzeihung aller Handlungen, die er jemals gegen Kaiser oder den König unternommen hatte. Dazu gehörten auch die Verhandlungen mit Franz I. von Frankreich, schon das hätte Philipp als Reichsfürsten schaden können und auch der Württemberger Kriegszug. Was bleibt: die Verhandlungen in Regensburg. Im Verlauf der Verhandlungen erkannte Philipp seine eingeschränkten Informationen und beschränkte Möglichkeiten, hatte er doch schon früher zu schnell und zu heftig auf falsche Informationen reagiert (Packsche Händel). Regensburg war damit die Nagelprobe. Wäre sich der Hauptmann des Schmalkaldischen Bundes seiner Partner sicher gewesen, hätte er hier besser verhandeln können. Das war aber nicht der Fall. Wäre Philipp ohne Fehl und Tadel gewesen und ohne einen ganzen Sack von ungelösten Problemen, hätte er hier auch massiver auftreten können, aber auch das war nicht gegeben. So aber kommt es zum Kompromiss, der zum Wendepunkt von einer offensiven zur defensiven Politik wird. Daran können auch die Erfolge von Wolfenbüttel nichts ändern. Dies deutlich dargestellt zu haben, und das auf breitester Quellenlage, ist der besondere Verdienst dieser Arbeit. Sich in keiner Weise reißerisch dem Thema angenähert zu haben, gerade was die Doppelehe betrifft, ist ein weiterer. In Regensburg wurde die Reformation nicht verraten, schon gar nicht wegen M. oder wegen der Marburger Universität. Beide Seiten lernten voneinander, gingen aufeinander zu, waren unter Zeitdruck und mussten, genauso wie im Vertrag von Kaaden, das Mögliche und Machbare erkennen und verschriftlichen. Nach dieser Arbeit muss wohl manches liebgewonnene Gerücht, was auch die oben genannte Diskussion in Marburg befeuert hat, revidiert werden.

Homberg (Efze)

Dirk Richhardt

BÜRGERSCHAFTLICHE INITIATIVE (Hg.): »Wachse hoch, Oranien!«. Auf dem Weg zum ersten König der Niederlande: Wilhelm Friedrich Prinz von Oranien-Nassau als regierender deutscher Fürst 1802–1806. Fulda + Corvey + Dortmund + Weingarten (Studien zur Geschichte und Kultur Nordwesteuropas 24), Münster u. a.: Waxmann Verlag 2013, 330 Seiten, ISBN 978-3-8309-2969-7, EUR 39,90

Der vorliegende Band ist das Ergebnis einer mehrtägigen Tagung, die in Fulda stattfand und von einer »Bürgerschaftlichen Initiative« unter der Schirmherrschaft von S. K. H. Landgraf Moritz von Hessen (†) getragen wurde. Mit Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau sollte der Tatsache gedacht werden, dass der erste niederländische König zeitweise den Streubesitz Fulda, Corvey, Dortmund und Weingarten und noch dazu das Stift

Dietkirchen, die Propsteien Hofen und St. Gerold sowie die Abtei Banderen (S. 266) regierte. Am Anfang steht mal wieder Napoleon (S. 89, Anm. 1). Für die rechtsrheinischen Verluste des Hauses Oranien-Nassau, sollten die Fürsten, vor allem Wilhelm Friedrich, mit linksrheinischem Besitz, vornehmlich aus säkularisierten Kirchenbesitz entschädigt werden. Dieser Prozess wurde schon vier Jahre später, 1806, nach der Niederlage Preußens umgestoßen und wieder war es Napoleon, der auch diese neue Lage herbeiführte.

Der Band weist zwar sehr unterschiedliche Beiträge auf, konzentriert sich aber im Wesentlichen auf die Jahre 1802–1806. Zuerst führt Simon GROENEVELD in die Ausgangslage ein mit dem einladenden Titel »Eine Republik«. Gemeint sind die Niederlande und viele Fürsten, gemeint sind die meist aus Deutschland stammenden fürstlichen Statthalter. Nun hätte man bei dem Abschnitt Architektur und bildende Kunst nicht bis nach Danzig gehen müssen, auch Hessen bietet viele Beispiele für diesen Kultureinfluss, angefangen bei dem Grabmal Philipp des Großmütigen (S. 23 ff) und auch die Konfession der Niederlande beeinflusste Hessen-Kassel, aber weniger bis gar nicht Hessen-Darmstadt (S. 33).

Berthold JÄGER ist der wichtige Beitrag über das Hochstift Fulda vor der Säkularisation zu verdanken. Der folgende Aufsatz von Jeroen KOCH wirkt mit seinem Titel »Fulda als Übungsfeld zur Entwicklung der Regierungskompetenz von Erbprinzen« provozierend, trifft aber den Kern. Der Erbprinz wollte regieren, wollte verändern und wollte modernisieren, denn sein Vater war diesen Dingen eher abhold und der hessische Nachbar Wilhelm IX. (I.) sprach ihm diese Fähigkeiten rundweg ab (S. 265) und war darauf aus, Fulda selbst zu übernehmen, vielleicht sogar in einem Tausch gegen Hanau. Über diese Anstrengungen berichtet anschließend Thomas HEILER in »Das Reformwerk Wilhelm Friedrichs im Fürstentum Fulda«. Leider stehen diese ehrlichen Anstrengungen des Prinzen bis heute im Schatten der Auflösung der Fuldaer Universität (S. 104) und der Behauptung, dass er viele, teilweise unfähige Fremde ins Land geholt (S. 106) und Schulden gemacht habe (S. 107). Daher ist es gut, dass hier auch positive Stimmen zu Wort kommen (S. 109).

Sonderfälle sind die Übernahmen von Dortmund, Weingarten und Corvey. Die Stadt und Grafschaft Dortmund hatte sich noch nicht von den Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts erholt und in eine Reichs- und Preußenpartei gespalten. Dies wird bereits im Titel des Beitrages von Thomas SCHILP deutlich: »Vom Bürger der Reichsstadt zum Untertan«. Auch hier gibt es Stimmen, die das nassauische Zwischenspiel begrüßten, auch wenn die Idee bestand, Dortmund an Preußen zu verkaufen. Als dann die Preußen wirklich kamen, wurde die kurze Nassauische Epoche schnell vergessen. Hans Ulrich RUDOLF geht mit seinem Beitrag über »Das herrliche Weingarten« gleich ins Thema. Ein seltener Fall in dieser Zeit war die Tatsache, dass hier keine Verschuldung anzutreffen war (S. 143). Trotzdem sollten zwei Umstände erwähnt werden: Die oranische Besitznahme Weingartens war nicht unumstritten (S. 139) und auch der Wechsel in der Spitze wurde sicherlich nicht ganz so ohne Wehmut hingenommen (S. 137). Heute erinnert nur noch wenig an das Intermezzo (S. 150).

Wenig erinnert auch an den Verfassungswandel und Reformimpulse im Fürstentum Corvey unter der Herrschaft der Fürsten von Oranien-Nassau 1802–1806, die von Michael KOCH beschrieben werden. Zwar ging man kräftig verschiedene Reformen an, bis zu Einführung der Rumfordsuppe bei der Armenspeisung. Doch war die Zeit einfach zu kurz (S. 174) und die Strukturen noch zu fest, um überall Neues entstehen zu lassen. Der

Gedenkstein an den Prinzen wurde vor den Augen Napoleons versteckt, Straßen wurden wieder umbenannt und die steinerne Fürstenkrone liegt verloren im Park.

Die nachfolgenden Beiträge von Gudrun VÖGLER und Ulrich HUSSONG beschäftigen sich mit Persönlichkeiten im Dienst des Erbprinzen. Dies ist besonders interessant aufgrund des Vorwurfs der »unfähigen Fremden« (S. 106), aber auch der Besonderheiten des Fürstbistums, das sich damals schon seit mehr als 1000 Jahren der besonderen Protektion des Papstes erfreuen konnte. Daher ist der Beitrag von Ulrich HUSSONG über Wilhelm von Humboldt als Geschäftsträger in Rom von besonderem Interesse. Bernhard WOELDERING beschäftigt sich dann mit Denkmälern für das Fürstenhaus in Deutschland und Barbara BURKHARDT mit dem Weinabbau auf Schloss Johannisberg, das ja damals auch noch zu Fulda gehörte.

Christine KLÖSEL sieht den hessischen Kurfürsten Wilhelm I. und den Erbprinzen als Schicksalsgefährten in den Jahren 1802–1806. Das ist insofern richtig, da beide Opfer der napoleonischen Politik werden. Dabei ist zu beachten, dass Wilhelm Friedrich aktiv auf der Seite Preußens gegen Napoleon gekämpft hatte und daher aus seinem Streubesitz vertrieben wurde. Bei Wilhelm I. ist die Sache komplizierter. Der Landgraf hatte lange für den Titel des Kurfürsten gekämpft und nun kam Napoleon und zerstörte alles, was Wilhelm erreicht hatte. Unter dem Druck des Franzosen nahm Franz I. die erbliche Kaiserwürde von Österreich an, damit verloren die Kurfürsten ihre Funktionen (S. 276) und damit auch ihre Bedeutung im Reichsgefüge. Nach der Niederlage der Preußen 1806 besetzte der französische Marschall Mortier Hessen-Kassel, der Kurfürst musste ins Exil, der gleiche Marschall besetzte auch Fulda und auch Wilhelm Friedrich musste sein Land verlassen. Erst die Niederlage erlaubte die Rückkehr Wilhelms nach Kassel, als Kurfürst ohne Funktion. Der Erbprinz, der »hitze junge Herrscher ohne Erfahrung«, so Kurfürst Wilhelm (S. 265), wurde König Wilhelm I. in den Niederlanden.

Es folgen Aufsätze von Helen B. VAN DER WEEL über das »Glockenspiel in den Niederlanden für Statthalter, Kaiser und Könige zwischen 1747 und 1815«, auch als Reaktion auf politische Situationen, und ein Beitrag von Horst LADEMACHER über den Wandel der transnationalen Beziehung zwischen Deutschland und den Niederlanden. Beide Beiträge sind interessante kulturpolitische Betrachtungen über das Verhältnis der beiden Nationen. Vieles dabei ist neu, manches bekannt, aber alles wissenswert für die Frage, warum die Beziehungen so sind wie sie sind. Da werden die Gebiete der Sprachwissenschaft angesprochen (S. 299 f), die politische Situation der Niederlande zwischen Frankreich, England und vor allem im 20. Jahrhundert in Deutschland. Lange Zeit stand das Verhältnis im Schatten der NS-Zeit (S. 309). Auch Klischees werden hinterfragt, etwa das von Frau Antje und dem Käse, es wird erörtert, welche Nation mehr auf Hygiene hält, und natürlich wird der Fußball thematisiert (S. 309). Da darf der Spuckangriff natürlich nicht fehlen, und das ist ja auch richtig, war das Opfer doch immerhin ein aus Hanau stammender Hesse. Aber das ist nicht das Ende der Darstellung. Den Abschluss bildet ein Aufruf, der die Unerlässlichkeit der grenzüberschreitenden Kulturpolitik für Verstehen und Verständnis postuliert. Ein Aufruf, dem sich der Rezensent nur anschließen kann. Das vorliegende Buch hat dazu nicht nur durch seinen Inhalt, sondern auch durch seine Entstehungsgeschichte beigetragen.

Homberg (Efze)

Dirk Richhardt

Wissenschafts-, Medizin- und Rechtsgeschichte

Natascha NOLL: *Pflege im Hospital. Die Aufwärter und Aufwärterinnen von Merxhausen (16.–Anfang 19. Jh.)* (Beiträge zur Wissenschafts- und Medizingeschichte. Marburger Schriftenreihe 2), Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang Verlag 2015, 369 S., 15 Abb., ISBN 978-3-631-65952-6, EUR 66,95

In einer mikrohistorischen Studie, die im Jahr 2011 als Dissertation an der Universität Marburg angenommen wurde, beschäftigt sich Natascha NOLL mit dem »Wartepersonal« des Hospitals Merxhausen bei Kassel. Es wurde von Landgraf Philipp dem Großmütigen in einem im Zuge der Reformation aufgelösten Chorherrenstift eingerichtet. Bei diesen »Aufwärtern« handelte es sich gleichermaßen um Männer und Frauen, die nicht Mitglied einer geistlichen Genossenschaft waren und ihre Arbeit in der Regel gegen Lohn verrichteten. Ihre Aufgaben umfassten dabei nicht nur die körperliche Pflege der Insassen, sondern auch haushaltsnahe Tätigkeiten, wie die Reinigung der Gebäude und das Wäschewaschen sowie Garten- und Feldarbeit, was ihnen oft den Vorwurf einbrachte, keine »richtige« Krankenpflege zu leisten. Die frühe Neuzeit wurde in der pflegehistorischen Forschung bisher fast unwiderrspochen als dunkle Zeit der Krankenpflege bezeichnet. Dieses Vorurteil beruhte kaum auf Quellenstudien, sondern entsprang dem Professionalisierungsdiskurs der im 19. Jahrhundert in großer Zahl neu entstehenden konfessionellen und weltlichen Pflegeorganisationen und der Ärzte. Es bezog sich dabei überwiegend auf Wärter und Wärterinnen, die in protestantischen Gebieten die Aufgaben in der Pflege übernommen hatten, die bis dahin in der Hand katholischer Orden lag. Zeitgenössische Publikationen prangerten häufig die unhygienischen Bedingungen und die schlechte Versorgung der Patienten in den Hospitälern an und machten das kaum ausgebildete Pflegepersonal dafür mitverantwortlich. Zudem wurde im 19. Jahrhundert entsprechend den neuen bürgerlichen Geschlechterrollen die Pflege zu einer genuin weiblichen Beschäftigung erklärt, die insbesondere Frauen vorbehalten war, die in ihr eine »christlichen Berufung« sahen, die sich in ihren Intentionen von der Lohnarbeit abhob.

Die hier zu besprechende Arbeit ist in elf Kapitel gegliedert, die sich u. a. mit der Entwicklung des Hospitals, mit dessen ausschließlich weiblichen Insassen (Hospitalitinnen), mit dem Wartepersonal, seiner Unterbringung, seinem Aufgabenspektrum und seiner Disziplinierung beschäftigen. Allgemeine Betrachtungen zur frühneuzeitlichen Hospitalandschaft und zum Einfluss von Gesundheitsdiskursen auf die Pflegepraxis runden das Thema ab. Erstmals werden die Arbeits- und Lebensbedingungen des Pflegepersonals bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in den Mittelpunkt einer detaillierten Untersuchung gestellt.

In ihrer quellengesättigten Arbeit gelingt es der Autorin, die bisher vorherrschenden stereotypen negativen Bewertungen des frühneuzeitlichen Wartepersonals als Konstrukt einer vom Modernisierungsstreben der Aufklärung bestimmten retrospektiven Betrachtung zu dechiffrieren. Dieses lang tradierte Bewertungsmuster orientierte sich weniger an den tatsächlichen ständisch geprägten vormodernen Strukturen des Hospitals sondern war vielmehr Ausdruck des bereits erwähnten Professionalisierungsprozesses der Medizin und Pflege im 19. Jahrhundert. Anders als bisher oft behauptet, entstanden die Berufe des Wärters und der Wärterin nicht sofort nach dem Rückzug katholischer Orden aus protestanti-

schen Gebieten; zumindest in Merxhausen versorgten in den ersten Jahrhunderten einige Hospitalinsassen ihre Mitbewohner. Erst am Ende des 17. Jahrhunderts bildete sich nach einer Übergangsphase allmählich ein eigener, besoldeter »Wartdienst« heraus. Dieses Personal rekrutierte sich, der ständischen Ordnung der Gesellschaft entsprechend, aus den unteren Bevölkerungsschichten, die ihren Lebensunterhalt in jedem Fall mit niedrig bezahlter Lohnarbeit verdient hätten. Innerhalb der Unterschicht stellte der Wärterberuf sogar eine anzustrebende Tätigkeit dar, da sie besser bezahlt war als die eines Knechtes und zudem auch die Versorgung in Krankheitsfällen und im Alter mit einschloss. Für Angehörige der Oberschicht kam der Pflegeberuf dagegen generell nicht in Frage. Interessant ist auch die Beschäftigung mit dem bisher stets erhobene Vorwurf mangelnder Ausbildung des Pflegepersonals. Dem stellt die Autorin die informelle Weitergabe von Erfahrungswissen gegenüber, die auch in den Bereichen des Haushalts und der Landwirtschaft in der Frühen Neuzeit gang und gäbe war. Dass auch haushälterische Tätigkeiten zum Aufgabenbereich des Wartepersonals gehörte, war für die Zeitgenossen selbstverständlich, »die geringe Bedeutung dezidiert medizinischer Belange erscheint hingegen wenig überraschend, wenn man bedenkt, dass Hospitäler häufig noch gar nicht auf medizinische Behandlung ausgerichtet waren.« (S. 329). So gab es beispielsweise in Merxhausen, wie in den meisten Hospitälern bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts keine fest angestellten Ärzte, die Patienten wurden durch niedergelassene Chirurgen und Ärzte mitbetreut.

Aufschlussreich sind auch die Ausführungen zur inneren Struktur des Hospitals. Im gesamten Untersuchungszeitraum wurde ein breites Spektrum an physischen und psychischen Erkrankungen behandelt, deren einzige Gemeinsamkeit darin bestand, dass sie als unheilbar angesehen wurden. Erfolgte zunächst nur eine gesonderte Unterbringung bettlägeriger und sogenannter »Rasender«, bemühte sich die Leitung des Hospitals ab dem Ende des 18. Jahrhunderts um eine stärkere Trennung der Patienten nach verschiedenen Krankheiten. Damit einher ging auch erstmals die gezielte Unterweisung des Pflegepersonals durch Ärzte.

Die Untersuchung stellt sowohl für die hessische Landesgeschichte, wie auch für die Pflegegeschichte eine große Bereicherung dar und erschließt bisher weitgehend unbeachtet gebliebene Aspekte beider Bereiche. Das Verdienst der Arbeit besteht insbesondere darin, die stereotype Abwertung des frühneuzeitlichen Wartepersonals dekonstruiert zu haben; es konnte vielmehr gezeigt werden, »dass Aufwartung weniger eine schlechte Form der modernen Pflege, sondern eher eine *andere* Form der Pflege darstellte.« (S. 332)

Düsseldorf

Annett Büttner